

häuser eine militärische Dienstpflicht nicht bestände. Nach Wunsch der Reichsregierung wird der Angehörige nicht reichsrechtlich Soldat genannt. Dem Kriegsgesetz bleibt deshalb sein anderer Ausweis, als das Besondere gegen den Angehörigen einzuführen.

Im Gefangenlager.

Prof. Fab. Gröme lebt in einem interessanten Briefwechsel mit einem Gefangenlager in Münster i. B. mit. Die Jungen einige Einzelheiten aus dem Lager. Vor allem, so hebt der Gelehrte hervor, ist bemerkenswert, wie sehr das Wetter die Stimmung der Gefangenen beeinflusst. Bei trübem Wetter, bei Regen und Schmelz, flucht aus tausend Mägen die große Sorge, als müßte die mörderische Fremde alle umzubringen, die das Geschick hierher verlagern. Wie anders bei hellem Sonnenschein! Dann flücht der harte Einzelkämpfer auf und ab durch die Lagerstraßen; die hart leuchtenden Farben der Uniformen glänzen auf, und es ist wie auf der Straße einer wohlhabenden französischen Stadt. Scherzhaftes Fliegen hin und her, und mit behaglichem Behagen wird irgendeine Neuigkeit befragt.

Außerlich verhält sich, daß diese Männer Belegte sind und daß in der Ferne vielleicht die nächsten Angehörigen in Not und Grund nach dem Ernährer jammern. Es sind zum Teil Landwehr- und Landsturmleute, die gleich der ersten Tag der Mobilisierung ihren Familien entfallen hat. Nicht nach Raum und Siegeln steht ihr Gemüthe, sondern nach Ruhe und nach der Heimat. Sie machen kein Hehl aus ihrer unvollständigen Stimmung: „Reiner von uns hat den Krieg gewollt; gepöbelt hat ihn nur unsere Regierung, die die Kriegsgewalt nicht stellen lieh den Fremden, der sich ihnen nähert, die Frage: Glauben Sie, daß es bald Frieden gibt? Und vor ihnen darauf antwortete, darüber könnten noch lange Monate vergehen, den würde diese Enttäuschung auf ihren Gesichtern lesen.“

Nachdem das Trompetensignal um 6 Uhr morgens zum Frühstücken gerufen, werden einzelne Gefangenentypen an Arbeit außerhalb des Lagers zugeordnet. Die Gefangenen drängen sich dazu, denn sie haben größere Bewegungsfreiheit und dürfen auch rauchen. Die Zurückbleibenden schlendern im Lager auf und ab. Große Bewegung und eilige Schritte herrscht jetzt vor dem Arztzimmer, in dem drei Männer des schwersten Amtes warten, die Gehirne von 17000 Menschen zu behüten. Sein Ziel ist die Kranken gegen die Kosten zu empfangen. Eine der Geimpften hat wieder Fieber, klopft ihm ein Arzt die Brust ab. Ein vieljähriger Wund zum Oberarzt hin. Ein vieljähriger Wund zum Oberarzt hin. Ein vieljähriger Wund zum Oberarzt hin.

Viele luden eifrig einen Nebenerwerb, um sich etwas von den lästigen Socken in der Verbandskammer, eine Wohlthat oder Erleichterung oder veranlaßt, jetzt ein Vorkriegsmodell ein, auf einer bloßen Stahlschraube, über die ein Zornstiel angebracht ist. Was zu nehmen und freizugeben wird das Halbesleben mit Sockel, für das Kaufmannsleben vor Sockel ein. Ein anderer hat aus Brettern und Stöcken ein sehr genaues Modell eines Flugapparates angefertigt und veranlaßt, jetzt ein Vorkriegsmodell ein, auf einer bloßen Stahlschraube, über die ein Zornstiel angebracht ist. Was zu nehmen und freizugeben wird das Halbesleben mit Sockel, für das Kaufmannsleben vor Sockel ein.

Nach andere, die die Arbeit nicht lieben, geben sich Spielen der verschiedensten Art hin. Wandler schreibt in die Heimat. Gar viele Verenscheinliche, oftensanden diese kleinen Schriftstücke: die Liebe zu Weib und Kind

findet oft einen ergreifenden Ausdruck, und wenn aus diesen Briefen ein Schluß erlaubt ist, so hat der Durchschnitt der Franzosen den Sinn für den Segen des Familienlebens noch nicht verloren, so wie er auch dem Glauben an die Führung Gottes einen Platz im Verenscheinlichen aufweist. Weiteres Schicksal sucht man in den Schreiben vergebens. Dafür kommt der Humor in so mancher Aufschrift über dem Eingang der Holzbaracken und Erhöhlen zum Ausdruck. In stieliche Schändel eingeklebt, liest man die Namen wie „Hotel zum leeren Blau“, „Villa zum hohlen Bauch“, „Zu den unbedachtigsten Kinnbäden“, „Zum ausfalligen Banbauern“ usw. — alles Schimpfungen auf das Verhalten des behaltenden Wohllebens, das sich der kleine französische Heintler als sein Ideal erdumt.

Humor im Kugelregen.

Nachdem der Landsturm, die erste Schützengrabenstellung, so große Erfolge auf

Die Kriegsgattung der 75er will aber noch etwas anderes, als nur die Kameraden vor dem „Kolonnenquatsch“ schützen. Es heißt nämlich in Nr. 1: „Die Gesamtentnahme des Stellungsbeweges (siehe Blatt foliet 5 bis 6) soll zur Aufklärung aufzugewählter Spezialpositionen für unter Bestehen verwendet werden.“ Das bedarf keiner Erläuterung. Ein Wiederliche in Kriege und ohne Speck, das gibt es nicht! Erob der waageweile anrollenden Vliesesgaben wird auch der blaffe und belle Speck irgendein einmal „alle“. Deshalb baut der kluge Mann vor. Das tun die Medaillene, Mitarbeiter, Seher und Bruder der „Kriegsgattung“ samt und sonder. Was noch in anderer Weise. Wir in der Heimat haben es einfach: wir vertrauen uniere, für die Zeitung bestimmten Beiträge der Woll an, die dann für das Weitere sorgt. Ganz so einfach ist das im Schützengraben nicht! Die Redaktion gibt deshalb allen ihren Mitarbeitern folgenden Aufschlag: „Laut Euer Blätter in den Zeitungstagen an“

Generaloberst v. Kluck mit seinem Stabe in Frankreich.

1. Generalleutnant v. Stühl. 2. Generaloberst v. Kluck. 3. Oberst v. Bergmann.



Generaloberst Alexander v. Kluck, der rühmte Führer der ersten Armee unseres Heeres, kommt aus Münster in Westfalen und ist jetzt 68 Jahre alt. Er trat 1865 in die preussische

Armee ein und hat seine ganze Dienstzeit in der Front zugebracht. Beim Ausbruch des Krieges war er Generalinspekteur der 3. Armeekorps.

zusammen gefaßt hat, sind jetzt solche Stellungnahmen im Felde in großer Menge entstanden. Da ist eine, die den Titel „Kuratz“ führt. Es ist die Kriegsgattung des 1. Sanitätscorps (Sanitätscorps-Regiments Nr. 75 Bremen). „Unser Blatt“, so heißt es in der ersten Nummer, „soll vor allem eine zuverlässige Berichtserstattung der Vorkämpfer enthalten und unsern Kameraden in den Schützengraben, auf Feldmägen und im Lager vor Wärdern erzählenden (Kolonnenquatsch) schützen.“ Die technischen Schwierigkeiten sind nicht gering, mit denen die „Berleger“, framme Soldaten, zu kämpfen haben. In den Schützengraben, die aus einer kleinen Stadt Frankreichs stammen, mangelt es an „w“ und „z“, daher kommen Sätze vor wie „... unvorqesehene Schwierigkeiten und Zwischenfälle gehören zum regelmäßigen Betrieb.“

Daum bei der Kumpfe des Regimentslagers beidern und sich dabei, daß wir aus Entsendungen mit Vergnügen veröffentlicht.

Natürlich ist auch der „Humor“ vertreten. So heißt es in einem längeren Bericht: „Der Krieg ist vorwärts ein leichtes Ding, doch mit Humor geht es mal so hin!“ In einer anderen Zeile heißt es: „... ich lüch ein Weib und mache viele großen Anträge, nur dari von einer gewissen Sorte kleiner „Mauhbeine“ kein Empfänger drin sein.“

Daneben gibt es auch „Ertrablätter“ mit den neuesten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen. Mit welchem Jubel man der Schilderung dieser Ertrablätter nach in den Schützengraben verhängen werden! Wahres Sentiment aber zeigt ein Artikel mit der Überschrift: „Keine Verdrossenheit!“ Der Verfasser legt darin dar, daß die Opfer an

anderen Stellen des Krieges, die Opfer, die bei der Heimat gebracht werden, größer sind als die der Opfer im Schützengraben. „Wofür fort mit jeder Verdrossenheit, mo immer sie sich vorzeigen mag!“ Ein anderer Artikel schließt mit den Worten: „Wir deutschen Soldaten wollen bemerken, daß nicht nur unsere Heiber, unsere Mauhbeine und Nerven jedem Feinde gemach sind, sondern daß wir auch an Straß des Geistes und Gemütes unsere Widerfächer überreifen.“

Das sind andere geistliche Wärdenswerke. Gegen solche Soldaten mag eine ganze Welt von Feinden aufstehen, vermehrt um Nigger, Simbus, Japle und Kothhäute, wir werden ihrer Herr werden. Ein Surra den letzten Deransobbern und Volem Dier „Kriegsgattung!“

Volkswirtschaftliches.

Änderungen der Höchstpreise. Die Bestimmungen des Bundesrats, betreffend Änderungen der Bestimmungen über Höchstpreise von Getreide und Mele, Voser, Roggen, Gerste und Weizen, das Vermischen von Mele mit anderen Getreidesorten, das Ausmalen von Brotgetreide — sind im Reichsanzeiger veröffentlicht. In der Bestimmung über das Ausmalen von Brotgetreide werden die Bundeszentralbehörden ermächtigt, die Bestimmung zu treffen, daß beim Ausmalen ein Auszugsmehl von bestimmter Höhe hergestellt wird. Bereits am 20. d. Mts. in Kraft getreten ist die Bestimmung, die das Schlichten von Schmelzen und Käben, durch die die Landeszentralbehörden ermächtigt werden, für das Schlichten von Schmelzen und Käben Bestimmungen, während der Verabreichung findet auf das aus dem Ausland eingeführte Schmelzen eine Anwendung. Die am 15. d. Mts. vom Bundesrat beschlossene Änderung der Höchstpreisverordnung tritt am 24. d. Mts. in Kraft.

Vermischtes.

Wer nicht, wird gehängt! Besetzung für russische Zustände ist folgende Mitteilung, die einer landesheftigen Zeitung entnommen ist: Bei Anfang des Krieges wurde Graf Friedrich Nikolaus von Bülowen der ersten Beamten der Intendantur zu sich rufen. Sie fanden sich zur bestimmten Stunde in vollen Barockanzug reich mit Drogen versehen, bei ihm eine sehr gemeldet über die hohe Ehre, die ihnen überfahren war. In einem Salbtreis standen sie eine gute Stunde mit veragenden Händen wartend da. Endlich trat der Großfürst ein. Mit ungläublich bleichen Gesichtern starrten sie den hohen Allmächtigen, der sie taumelnd einwärts führte. Vom Scherbel bis zur Sohle melierte er mit durchdringenden Blicken den einen nach dem anderen. Die Situation wurde unersichtlich und nachlässig hörte man folgende Worte des Großfürsten hart und scharf durch den Saal: „Wer nicht, wird gehängt!“

Wald Botha, sondern Botha. Eine eigenartige Namensänderung wurde aus Schleswig gemeldet. Dem Schüler Botha Jepsen, Sohn des dortigen Zimmermeisters Jepsen, ist durch Allerhöchsten Erlass gestattet worden, sich fortan Botha Jepsen zu nennen. Hiermit hat es folgende Begebenheit: Der nunmehrige Botha Jepsen erhielt seinen ursprünglichen Namen in der Taufe zu der Zeit des Vorkrieges, als Deutschland das Volk der Buren in seinem Kampfe gegen die englische Minderpolitik begünstigt und mitfühlend beglückte. Der damalige Buren-general Botha war der gelehrteste Mann in Deutschland und ihm veranlaßt der Züchtling seinen Vornamen. Während der Laufzeit wurde an Frau Botha, die zu jenem Zeitpunkt in Holland weilte, ein Subjunktionsgramm abgelesen. Heute ist der Burenkämpfer ein Anwalt Englands, der seine eigenen Kammerleute mordet und niedersticht und gegen Deutschland zu Felde zieht. Da war ein deutlicher Knabe seinen Namen nicht mehr trug!

Goldene Worte.

Beim Schluß der letzten die Gelegenheits. Brochs's Rühmlichkeit, in der Vergegenständ. Durch's brei den Saar'n herbeizueheln. Müßte niemals, sie wird dir immer entkleiden. Sanders.

Fechter lachte ganz gemächlich. „Ja, Kinder, da werden Sie gar nicht gefragt; Kinder reden überhaupt nicht mit. Sie sind unter Wubi und bleiben es ewig, und wenn Sie Diktationskommande werden — Wubi bleiben Sie doch.“

„Bedner, lagen Sie das nicht noch einmal! Er war aufgeprungen, seine Stimme lang ganz erstickt, wie gedacht fand er mitten im Zimmer, als erwaute er einen Heil. Still war's im Zimmer geworden, alle saßen gepannt und erwidert zu den beiden hinüber. Fechter redete sich und gabnte.“

„Kinstböck, es gibt eben Menschen, die bleiben ihr Leben lang dumme Jungens! — Ich will damit aber nichts.“

Ein Wustlager unterdrück ihn. Und da war's auch schon geschehen, ein weit ausgeholter, mächtiger Schlag lautete ihm mitten ins Gesicht.“

„So, nun habe ich bemerkt, daß ich der gute Junge nicht mehr bin, nun wird mich Fechter mehr „Wubi“ nennen!“

Fechter war der beste Wustlagerfähige im Regiment. Nach zwei Tagen lag der schlante, junge Körper Wubis lang ausgebreitet auf der Bahre.

Die weichen, mädchenhaften Bäume waren erkrankt und wählten ein Ausbruch wider Entschlossenheit lag um den bleichen Mund.

Der Tod hatte Wubi zum Wanne gepalmte.

Er wird nicht mehr genekt werden, niemand soll mich mehr „Wubi“ nennen. Ich sage das zu allen, ein für allemal!“

Er brach ganz ruhig, aber in seiner Stimme lag etwas Unheimliches, Drohenes.

schloß und marlos in der ihren lag; Sie werden das bald verwinden, nicht wahr? Sie sind mir nicht böse, Wubi?“

„Mein nein, gar nicht! Wubi hieß es herüber. Er war wie erkrankt, in seiner Brust lag ein steifes Weib. Seine Augen brannten, die Wüstlinge auf der Bahne blende ihn, die vielen Menschen um ihn quälten und beengten ihn. Wenn er nur hinaus könnte, aber er mußte ausatmen, er durfte nichts merken lassen von dem Wustlager in seinen Zimmern.“

Und dabei neben ihm lag das Mädchen, daß er so heiß und tödlich liebte, das Mädchen, das ihn nicht ernst nahm, das vielleicht über seine Gefühle lächelte, das Mädchen, das er nie beissen wollte. Mit wilder Energie bis er die Bahne zusammen, es mußte ausgehalten werden.“

Endlich hatte die Hand ein Ende, Befehl. Haffchen, Logemittler drogt, der Voranfall. Vor dem Theater blieb er stehen. Wo sollte er hin? Nach Wubi? „Ihn graulte vor der Entfaltung.“

„Ans Kallino? Nur das nicht, da würden sie über ihn herfallen, ihn necken und ausfragen.“

Er hallte die Fäule. „Wubi, Wubi.“ Das Wort wirkte wie ein Wellenschlag, wie gehetzt flüchte er vorwärts in die dunklen, menschenleeren Anlagen. Die Schenkelchen langten einen tollen Wustlager um ihn herum. Er stolperte weiter. Der Degen fuhr ihm zwischen die Beine, so daß er brauudelte und hinfiel. Er stand auf und lehnte sich an einen Baum, und ein wildes Schließen drang zwischen seinen zusammengeklümmten Fingern hindurch.

Was hätte sie doch gelübt?

„Ich habe Sie lieb, aber ich habe Sie nicht ernst genommen, weil die anderen Sie immer Wubi nennen.“ Wfo das Wort, dieser stieliche, finstliche Kojenamen hatte all sein Glück vertriebt. Damit hatten sie ihn also zum untreuen Kinde getrieben, zum guten, dummen Jungen, den alle necken und hänseln durften. Sie hatte ihn wohl lieb, aber sie wollte keinen Mann, dem der Fluch der Mächtigkeiten anhailete, wer wollte ihr das verdenken?“

Sie hielt ihn auch wie alle anderen für einen grünen Jungen, aber dessen Verliebtheit man nicht liebt, seine Liebe, die wilde, so lobende Dual glauben, die in seiner Brust war. „Wubi“. Wie ein schmachvolles Schimpfwort, wie eine Beleidigung über seine Gefühle, die er nicht ertragen konnte. Er schloß die Augen und sah in der Ferne ein ganz erdärmendes Bild. Ein Mann war er gewesen, er war auf dem Standpunkt eines dummen Jungen herabgedrückt worden, und das erkannte er zu spät. Er ist jetzt, wo er als Mann um die Welt liebt, nicht zu leben, um ein ganzes Heil zu sein? Jetzt wollte er benehmen, was er konnte, unter den Leuten wollte er der Zoffte sein.

„Wubi“ sollte für immer begraben sein. Kritikgesch bis er die Bahne zusammen. Er wollte werden, was sie alle waren — ein Mann.

Er richtete sich langsam auf und ging. Sein?

Weihnachten.

Man künden wieder einmal alle Kirchenglocken die Kunde von der Geburt des Heilands, und in Christiherzen liegt jene weihnachtliche Stimmung ein, die man Weihnachtszauber nennt, und deren Einflüsse jung und alt sich nicht zu entziehen vermögen. Aber wie ganz anders müht uns das diesjährige Weihnachtsfest im Vergleich zu seinen Vorgängern an? Wohl spricht die heilige Schrift: „Gehet zu Gott in der Höhe, und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ — aber im Rate der Völker ward es anders befohlen, und keine religiösen Mahnungen können daran ein Äpfelchen ändern.

Friede auf Erden! Unterdessen liegen sich in Ost- und Westeuropa Millionenheere in sicher geschützten Stellungen gegenüber, besetzt von Gedanken, die auf die Vernichtung des Gegners hinauszuhelfen, wo sich dieser die geringste Blöße gibt. Wo Weihnachtsglocken erklingen sollen, da tönt das gelandete Rauschen der Maschinengewehre, das dumpfen Donnern der Feldgeschütze und das scharfe Knattern des Gewehrfeuers. Statt des liegendenden Christkindes geht der Schnitter Tod durch die Fäden und unter seinem Senfenhieb hangen hunderte und aberhunderte junger, lebenskräftiger Menschen ihr blühendes Leben aus.

Man muß sich darin finden, in dieser Zeit hart zu werden, die von uns in so mancher Hinsicht ein völliges Unlernen verlangt hat. Denn es läßt sich leider nicht verkennen, daß der bittere Ernst der Stunde die Dinge so, wie sie zur Zeit stehen, unerträglich verlangt. Daß hoch über allen Beiden von Menschenfreundlichkeit und Völkerrfrieden eine nähere, zwingende Notwendigkeit steht, der Selbsthaltungsbetrieb unseres Volkes. Daß es in erster Linie gilt, unsere Vaterlandsliebe aufrecht zu erhalten gegen eine Welt von Heibern und Feinden, bevor wir jemals wieder daran denken

können, von der freundschaftlichen Verbrüderung mit anderen Völkern zu träumen, ein Traum, dessen Undurchführbarkeit uns in diesen Tagen nur allzu deutlich klar geworden ist.

Friede auf Erden! Es hat nicht sein sollen, aber wie uns das Schicksal die Stunden schlagen läßt, so wollen wir uns mit ihnen abfinden. Und wenn heute in Millionen Familien die Kerzen des Weihnachtsbaumes den Dageimgebliebenen die alte, letzte Mär des Christfestes erzählen, dann wollen wir mit doppelter Liebe unserer braven Väter, Brüder und Söhne draußen gedenken, die vielleicht — nein bestimmt — zur gleichen Stunde ihre Gedanken rückwärts senden zu den Lieben daheim. Und in unser aller Herzen wird dann die Hoffnung keimen: Möge der Herrgott unsere Waffen segnen, daß sie vernichtend wie Sodoms Schwefelregen auf Heid und Mißgunst unserer Gegner herniederfallen und uns, wenn auch verpölet, einen Frieden bescheren, der unserm Vaterlande ein weiteres Blühen und Gedeihen in geistiger, neu erkämpfter Stellung ermöglicht.

Vermischtes.

Unser Wandkalender 1915. Das alte Jahr neigt sich seinem Ende zu. Es hat uns in seiner letzten Hälfte einen Krieg gebracht, wie ihn die Menschheit noch nicht erlebt hat. Eine Welt von Heibern will uns das Lebensrecht nehmen, aber wir und unser treuer, tapferer Bundesgenosse Österreich-Ungarn werden mit Gottes Hilfe wie bisher, so auch letzten Endes mit allen unseren Feinden fertig werden, diese feste Zuversicht läßt uns getroßt in das dunkel vor uns liegende neue Jahr eintreten. Ein unscheinbarer und doch unerlöschlicher Begleiter für uns alle ist der neue Kalender. Ihn überlassen wir mit der vorliegenden Nummer als Weihnachtsgabe unsern getreuen Lesern. Gebe Gott, daß wir darauf recht bald einen der 365 Tage als das Fest eines ehren-

vollen Friedens für unser teures Vaterland und die darauffolgenden Wochen als die Friedenszeit der glücklichen Heimkehr unserer siegreichen Krieger vergehen können.

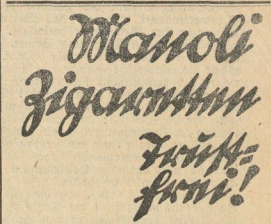
Nebra, 24. Dez. Dem Feuerwerks-Oberleutnant Hermann Weidner beim Stabe des Kommandeurs der Munitionskolonie im 21. Armeekorps wurde das Eiserne Kreuz verliehen.

Wegendorf, 22. Dez. Wie schon früher der Leutnant der Reserve Max Rüdiger in Frankreich, so erhielt jetzt der Landwehrmann Dreiter Franz Kalms in Rußland das eiserne Kreuz. Beide Ritter des eisernen Kreuzes machen ihren Heimatsdörfern Ehre.

Theater in Nebra, Preussischer Hof. Das Naumburger Stadttheater, welches uns vor einiger Zeit mit einem Gastspiel erfreute, das großen Beifall hatte, wird am 1. Feiertage wiederum 2 Vorstellungen geben. Nachmittags 4 Uhr das reizende Kindermärchen „Hänsel und Gretel“, abends 8 Uhr „Die Waise von Lowood“ Schauspiel von Ch. Birch-Pfeiffer. Der ausgezeichnete Ruf der Naumburger bürgt für einen genutzreichen, unterhaltenden Abend, den niemand veräumen sollte, um in dieser ersten Kriegszeit eine gebiegene, wertvolle Unterhaltung und Ablenkung zu genießen.

Neubestellungen auf den „Nebraer Anzeiger“ für das 1. Quartal 1915 nehmen die **kaufmännischen Postanstalten, unser Bote, sowie die Expedition entgegen, und beträgt der Abonnementspreis bei Abholung von der Expedition 1,05 Mark, durch unsern Boten mit Bringerlohn 1,20 Mark gegen Vorauszahlung u. Aushängung der Quittung, durch die Post bezogen 1,20 Mark, durch die Briefträger ins Haus 1,45 Mark incl. Bestellgeld.**

Kalksalzdüngung. Der Krieg hat bei vielen Landwirten zur Folge gehabt, die Dürbauanstalt möglichst zu beschleunigen. Bei dem herrschenden Regenmangel sind vielfach die notwendigen künstlichen Düngemittel nicht pünktlich eingetroffen, so daß sie nicht vor der Saat in den Acker gebracht sind. Die Ackerbau können aber die Nährstoffe nicht entbehren, wir müssen sie ihnen daher nach der Bestellung als Kalksalzdüngung geben. Was die Kalksalzdüngung anbetrifft, so wird zu Folgendem geraten: Man gebe auf leichtem Boden den Kalksalz in 2-3 Gaben je Acker ca. 3-4 Ztr. pro Morgen bei regen- und frostfreiem Acker. 1-1 1/2 Ztr. 40% iges Kalksalz pro Morgen findet in derselben Weise Anwendung auf schwerem Boden in 1-2 Gaben. Das Ausstreuen kann auch in jedem Falle bei einer leichten Schneedecke erfolgen.



Kirchliche Nachrichten.

1. heil. Weihnachtsfeier.
Früh 6 Uhr: Christmette.
Es predigt um 10 Uhr: Herr Oberpfarrer Schmieger.
Kollekte für das Diakonissenhaus in Kaiserswerth u. N.

2. heil. Weihnachtsfeier.
Es predigt um 10 Uhr: Herr Oberpfarrer Schmieger.
Es predigt um 2 Uhr: Herr Pastor Schröder aus Reinsdorf.
Kollekte für den Verwalterverein.

Sonntag nach Weihnachten.
Es predigt um 10 Uhr: Herr Oberpfarrer Schmieger.
Kollekte für bedürftige Gemeinden unserer Provinz.



Deutsche Landwirte

Der Augenblick ist gekommen, wo es zu zeigen gilt, daß wir — gänzlich unabhängig vom Auslande — uns selbst zu ernähren vermögen. Die Hauptbedingung zur Erzielung hoher Erträge ist aber naturgemäß eine ausgiebige Düngung, bei welcher neben Stickstoff und Phosphorsäure vor allem die

Kalifalze
(Rainit oder 40% iges Kalidüngesalz)

nicht fehlen dürfen. — Alle Auskünfte über Düngungsfragen erteilt kostenlos:

Landwirtschaftliche Auskunftsstelle des Kalidüngesalzes G.m.b.H. Leopoldshall-Stafffurt.

Zur Herbst- u. Frühjahrsbestellung empfehle sämtliches Pflanzmaterial, Obst-Holz-, Halbstämme und Formbäume.
G. Dreßler, Baumchule, Spielberg.

Verwendet Kreuzpfennigmarken zum Besten des roten Kreuzes.

Keine Ratte! Keine Maus! bleibt leben. Legen Sie Ackerlorn aus. Wirkung frappant, à 50 und 30 Pfg.
Bei **Walter Gutschmuths, Adler-Drogerie.**

Briefpapier in Kassetten empfiehl in allen Preislagen R. Stiebig.

Öffentliche Quittung über die beim Magistrat eingegangenen Lebensgaben für hiesige bedürftige Familien: 20 Mark von der Konsum- und Spargenossenschaft für Merseburg. Um weitere Gaben wird freundlichst gebeten.

Statt Karten.
Luise Schmidt Ernst Ottmann
Verlobte.
Nebra, Kleinwangen bei Nebra,
24. Dezember 1914.

Theater in Nebra (Preussischer Hof).

Freitag, den 25. Dezember (1. Feiertag), abends 8 Uhr: Gastspiel des Naumburger Stadttheaters.

Die Waise von Lowood.

Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.
Nachmittags 4 Uhr: Kinder-Vorstellung.
Hänsel und Gretel.

Kindermärchen in 4 Akten. Alles nähere siehe Tageszettel.

In treuer Pflichterfüllung starb am 17. d. Mts. den Heldentod fürs Vaterland der Berginspektor unserer Werke
Herr Dipl.-Bergingenieur Paul Herrmann,
Leutnant d. L. im 15. Pionier-Bataillon.

Bei Kriegsausbruch folgte er begeistert dem Rufe zu den Fahnen und wurde kürzlich für seine hervorragende Tapferkeit nicht nur mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet, sondern auch zum Leutnant befördert.

Der Dahingegangene hat unseren Werken während einer Reihe von Jahren mit seinem reichen Können und Wissen unermüdbare, treue Dienste geleistet und sich hierdurch, wie durch die Lauterkeit seines Charakters die Wertschätzung seiner Vorgesetzten erworben. Wie wir seinen Verlust beklagen, so werden ihm auch die ihm unterstellten Beamten und Arbeiter, denen er stets ein wohlwollender und gerechter Vorgesetzter war, sehr vermissen.

Wir werden ihm immer dankbar ein ehrendes Andenken bewahren.
Kleinwangen b. Nebra, den 22. Dezember 1914.

Die Gewerkschaften Orlas, Nebra, Unstrut und Georg.

In Westen starb den Heldentod fürs Vaterland der Pionier
Albert Rühlemann.

Als Lehrling, wie als Geselle, war er mir stets ein treuer Mitarbeiter und hat sich in den langen Jahren durch seine unermüdbare, rege Schaffenskraft in meiner Familie ein dauerndes Andenken gesichert. Seinen so frühen Tod betrauern wir aufs schmerzlichste.
Nebra, den 24. Dezember 1914.
A. Franke, Stellmachermeister.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra. Hierzu Sonntagsblatt und eine Beilage.

Beilage zu Nr. 103 des „Nebraer Anzeiger“.

Nebra, Sonnabend, den 26. Dezember 1914.

Neueste Kriegs-Depeschen.

Großes Hauptquartier, 22. Dezember.

Bei Neuport und in der Gegend von Npern herrscht im allgemeinen Ruhe. Zur Wiedererlangung der am 20. Dezember verlorenen Stellungen bei Festubert und Givenchy machten die durch französische Territorial verstärkten Engländer gestern und heute Nacht verzweifelte Vorstöße, die zurückgewiesen wurden. In Gegend Richebourg gelang es ihnen in ihren alten Stellungen wieder Fuß zu fassen. Die gestrigen Angriffe der Franzosen in Gegend Albert nordöstlich Comique bei Souain und Perthes wurden unter schweren Verlusten für sie abge schlagen. Im westlichen Teile der Argonnen nahmen wir einige Schützengräben, östlich der Argonnen, nordwestlich und nördlich Verdun wurden die französischen Angriffe zum Teil unter schwersten Verlusten für die Franzosen leicht zurückgewiesen.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz ist die Lage in Ost- und Westpreußen unverändert. In Polen stehen unsere Truppen in heftigen Kämpfen an dem Bzura und Ramka-Abschnitt. An diesen Stellen ist der Uebergang über diesen Abschnitt schon erzwungen. Auf dem rechten Ufer der Pestka steht der Kampf der verbündeten Truppen noch.

Wir haben leider erst nach der Veröffentlichung festgestellt, daß der gestern bekannt gegebene Befehl des französischen Generalissimus Joffre vom 17. 12. 1914 folgenden Nachsatz hat: „Der Befehl ist heute abend allen Truppen bekannt gegeben, um zu verhindern, daß er in die Presse gelangt.“
Oberste Heeresleitung.

Wien, 23. Dezember.

Ämtlich wird verlautbart: Das französische Unterseeboot „Curie“ wurde ohne zu einem Angriff gekommen zu sein an unserer Küste von Strandbatterien und Wachsfahrzeugen beschossen und zum Sinken gebracht, die Besatzung wurde gefangen genommen. Unser Unterseeboot 12 griff am 21. d. Mts. an der Strandstraße die französische Flotte, bestehend aus 16 großen Schiffen, an und barkedierte das Flagggeschiff zweimal und

traf beide mal. Die darauf in der feindlichen Flotte entstandene Verwirrung, die gefährliche Nähe der einzelnen Schiffe und der hohe Seegang bei unsichtigem Wetter, verhinderten das Unterseeboot über das weitere Schicksal des betreffenden Schiffes Gewißheit zu erlangen.

Großes Hauptquartier, 23. Dezember.
Angriffe in den Dünen bei Lombartzyde und südlich Bischoote wiesen unsere Truppen leicht ab. Bei Richebourg und Lavod wurden die Engländer gestern wieder aus ihren Stellungen gemorjen. Trotz verzweifelter Gegenangriffe wurden alle Stellungen, die zwischen Richebourg und dem Kanal der M-La-Basse den Engländern entrisen worden waren, gehalten und befestigt.

Seit 20. d. Mts. fielen 750 Farbige und Engländer in unsere Hände. 5 Maschinengewehre 4 Minenwerfer wurden erbeutet. In der Umgegend des Lagers von Chalons entwickelte der Feind eine rege Tätigkeit. Angriffe nördlich Tillary, südöstlich Reims, bei Souain und Perthes wurden von uns zum Teil unter schweren Verlusten für die Franzosen abge schlagen.

In Ost- und Westpreußen blieb die Lage unverändert. Die Kämpfe an den Bzura und Ramka-Abschnitt dauern fort. Auf dem rechten Pilica-Ufer ist die Lage unverändert.
Oberste Heeresleitung.

Vermischtes.

Die Polizeistunde in der Silvesternacht ist vom Generalkommando auf 2 Uhr nachts verlängert worden.

Die Königliche Preussische Generallotteriedirektion gibt im „Staatsanzeiger“ den Plan zur 2. bis 5. Preussisch-Süddeutschen (231. Kgl. preussischen) Klassenlotterie bekannt. Die erste Klasse ist planmäßig am 10. und 11. Juli 1914 gezogen worden. Die bei Ausbruch des Krieges verschobenen weiteren Klassen werden nun wie folgt gezogen werden: zweite Klasse am 12. und 13. Februar, dritte Klasse am 12. und 13. März, vierte Klasse am 13. und 14. April und fünfte Klasse vom 7. Mai bis 3. Juni 1915.

Mit Gültigkeit vom 17. Dezember 1914 bis auf weiteres, längstens für die Dauer des Krieges, wird für den Bereich der preussisch-heftischen und oldenburgischen Staatsbahnen, der Militärbahn und einiger anschließenden Privatbahnen ein Ausnahmetarif (2 l. m.) für Wild eingeführt. Die Frachtermäßigung, die der Ausnahmetarif gewährt, besteht darin, daß mit Eilfrachtbrief als Stückgut oder Wagenladung aufgegebenen Wildsendungen eilgemäß zu den Frachtsätzen für Frachtgut befördert werden. Nähere Auskunft über diesen Tarif erteilen die Eilgutabfertigungen.

Aus dem Handelskammerbericht zu Halle pro 1914. Fahrzeuge wurden geschleift auf der Anstrut 1913: Schleuse Freyburg zu Berg 3 mit 21 t, leer 191, zu Tal 172 mit 20419 t, leer 25, Schleuse Nebra zu Berg 55 mit 5267 t, leer 59, zu Tal 143 mit 9953 t, leer 45. — Es haben in der Campagne 1913/14 Doppelzentner Rüben verarbeitet die Zuckerfabriken Artern 773 650 (gegen das Vorjahr weniger 99 184), Erdborn 279 170 (weniger 48 040), Großosterhausen 230 580, (weniger 41 580), Rörbisdorf 416 480 (weniger 12 410), Laucha 313 750 (weniger 34 650), Quersfurt, Vereinszuckerfabrik Quersfurt 464 750 (weniger 23 250), Quersfurt, Zuckerfabrik Alt-Quersfurt 300 185 (weniger 30 720), Köhleben 422 500 (weniger 28 113), Schaffstädt 308 000 (weniger 5 118), Stöbnitz 807 642 (mehr 8 118), Vitzsburg 291 444 (weniger 28 754).

England im Kampfe gegen unser Licht. Der gegenwärtige Krieg hat mit vielen Vorurteilen gründlich aufgeräumt;

er hat erwiesen, daß Deutschland sich auf sich selbst verlassen kann, denn dank der Einigkeit sind unsere militärischen und wirtschaftlichen Kräfte gewaltige. Alle Maßnahmen unserer Feinde, uns wirtschaftlich auszu hungern, haben ihnen bisher mehr geschadet als genützt. So glaubt England uns zu schädigen, indem es uns die Zufuhr von Petroleum unterbindet. Aber genau das Gegenteil wird es erreichen. Den deutschen Lichtverbrauchern werden endlich unter dem Druck der Verhältnisse die Augen geöffnet werden darüber, daß das Petroleumlicht eigentlich eine der rückständigsten und teuersten Beleuchtungsarten ist. Kostet es doch etwa 2½ Pf., eine gewöhnliche Petroleumlampe von 25 Kerzen Helligkeit eine Stunde lang zu brennen; dabei verdirbt die Petroleumlampe die Zimmerluft und ist explosions- und feuergefährlich. Haben wir überhaupt die Petroleumlampe so nötig? Nein, das haben wir nicht, solange eine gleiche helle elektrische Lampe in einer Stunde nur etwa für 1 bis 1¼ Pfg. Strom verbraucht und dabei gleichzeitig das Vollkommenste darstellt an Feuericherheit, Gesundheit und Bequemlichkeit. Daß wir aber in dem elektrischen Licht, dessen Kosten nicht einmal durch den Krieg beeinflusst werden, eine vielmal bessere und billigere Beleuchtung besitzen als in der Petroleumlampe — das wird selbst das berüchtigte „Bureau Reuter“ nicht abstreiten können. Kann man daher mit Recht das Petroleumlicht als teures schlechtes Auslandserzeugnis hinstellen, so ist das elektrische Licht hervorragendes billiges Inlandserzeugnis. Die



Mode und Haus.

Moden- und Familienblatt. 1. Rang.

2x monatl. je 40 Seiten mit Schnittbogen.

Abonnements pro Vierteljahr zu **M. 1.** — bei allen Buchhandlungen und allen Postanstalten.

Gratz-Preis-Nummern durch John Henry Schwerin, Berlin N. 55.

Jährlich: Tausende Bilder u. Modelle.

M. 1 pro Quartal.

aus dieser Tatsache sich ergebende schnelle Verbreitung des elektrischen Lichtes in allen Kreisen der Bevölkerung wird die beste Antwort sein auf die englischen Bestrebungen, uns das Petroleum vorzuenthalten.

(Eingefandt.)

Die Höhlenbewohner.

Vor uralten Zeiten, so liebt man im Buch, da gab es auch Höhlenbewohner genug.

Sie hatten zu ihrem häuslichen Heim ne Höhle, dort gingen sie aus und ein.

Sie schliefen auf Stroh, doch schliefen sie gut, viel besser, als mancher im Bett heut ruht. Sie aßen so einfach und tranken so schlicht, nur Wasser und Brot, Wein kannten sie nicht.

Es ist kaum zu glauben in heutiger Zeit, daß fern von der Heimat, so weit, so weit, die deutschen Truppen, zum Schutz und zum Trug, in Höhlen wohnen, voll Staub und voll Schmutz.

Sie schlafen auf Stroh, doch schlafen sie gut, viel besser als mancher im Bett heut ruht, und fällt mancher Mann, manch Reiter und Kos, fürs Vaterland ist ja kein Opfer zu groß, der Feind liegt dort vor uns zum Kampfe bereit, doch laßt ihn nur kommen zu jeder Zeit, wir kämpfen für unser hochheiliges Recht, die Höhlenbewohner sie kämpfen nicht schlecht.

Sie habens bewiesen, sie habens gezeigt, und machtens die Feinde uns manchmal nicht leicht. Wohl kamen sie öfters zum Sturm heran, sie wissen es schon: Hier steht Mann für Mann. Aus den Schützengräben.

(Eingefandt.)

Setzt in der schweren Kriegeszeit wird allen Soldaten gedacht, zu Liebesgaben spenden ist jeder bereit, sie werden den Kriegern gebracht. Ob sie schon kämpfen als deutscher Held dort draußen in weiter Ferne, oder in der Heimat zur Arbeit sind eingestellt, aller denkt man zur Weihnachtszeit gerne. So hat die Stadtgemeinde Nebra beschlossen, für alle eine Spende zu bringen; froh habe ich auch dieses gute genossen von den geschickten nützlichen Dingen. Die Wirt, wie lachte sie mich an, als ich sie in der Kiste erblickt, Zigarren, ich hab' meine Freunde dran, wie war ich aufs höchste beglückt, als ich die Puls- und die Kniemärmer sah, denn sie können sehr viel mir nützen, wenn erst die strenge Kälte ist da, können sie mich vor dieser gut schützen. Kurzum, weil alles dies nützlich war, hab ich mich von Herzen geteilt, und bringe deshalb meinen Dank auch dar in diesen Verschen wohl heut', so klinge der Wunsch der Stadt Nebra zur Ehr', er sei freud'gem Herzens geweiht, der Himmel der Stadt eine Zukunft bescheer, viel Glück nach der Kriegeszeit.

In Dankbarkeit

Unteroffizier Wauer,
1. Rekruten-Depot E. B. L. J. Regt. 36. Halle S.



Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co., Radebeul, für zarte, weiße Haut und blendend schönen Teint, à Stück 50 Pf. Überall zu haben.



Salamander Stiefel
befriedigen immer

**Neujahrs-
Karten**
empfiehlt
Buchdruckerei Nebra.



Hausfrauen, haltet die
**Sammlen-
Zeitschrift:
Deutsche
Moden-Zeitung**
Sie ist unübertroffen und
kostet vierteljährlich aus
1 M. 50 Pfg.
durch jede Buchhandlung
oder Postanstalt
Probe-Heft frei vom Verlag Leipzig, Schloß, 9

Die
Saale-Zeitung

erscheint täglich in zwei Ausgaben als Morgenblatt und Abendblatt, zum Preise von 3,25 M. pro Vierteljahr und 1,09 M. für jeden Monat bei Postbezug. Sie ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Mitteldeutschlands, die über einen reichhaltigen Handelsteil verfügt und die Ziehungslisten der Preussischen Lotterie veröffentlicht.

Mit ihren Beiläutern Tägliches Unterhaltungsblatt, Blätter fürs Haus, Verlosungsliste ist die „Saale-Zeitung“ eine große und reichhaltige, dabei aber doch billige Zeitung, die in der Vorzüglichkeit ihrer Quellen und Gediegenheit ihres Inhalts von keinem anderen Blatte Mitteldeutschlands übertroffen wird.

Wer rasch und gut unterrichtet sein will, wer eine gewissenhafte reichhaltige Tageszeitung großen Stils zu lesen liebt, welche die neuesten Nachrichten gleichzeitig mit den Berliner Blättern und noch stets am Abend ausführliche Berichte der Berliner Börse bringt, wer ein Blatt vornehmen Charakters zu halten wünscht,

der bestelle beim nächsten Postamt die Saale-Zeitung verbreitet in Stadt und Land über ganz Mitteldeutschland bei dem kaufräftigsten Publikum.

Anzeigen haben daher besten Erfolg!

Expedition: Halle a. S., Gr. Brauhausstr. 17.

Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen
für Anhalt und Thüringen

Erscheint seit 1708.

Halle a. S.

Täglich 2 Ausgaben.

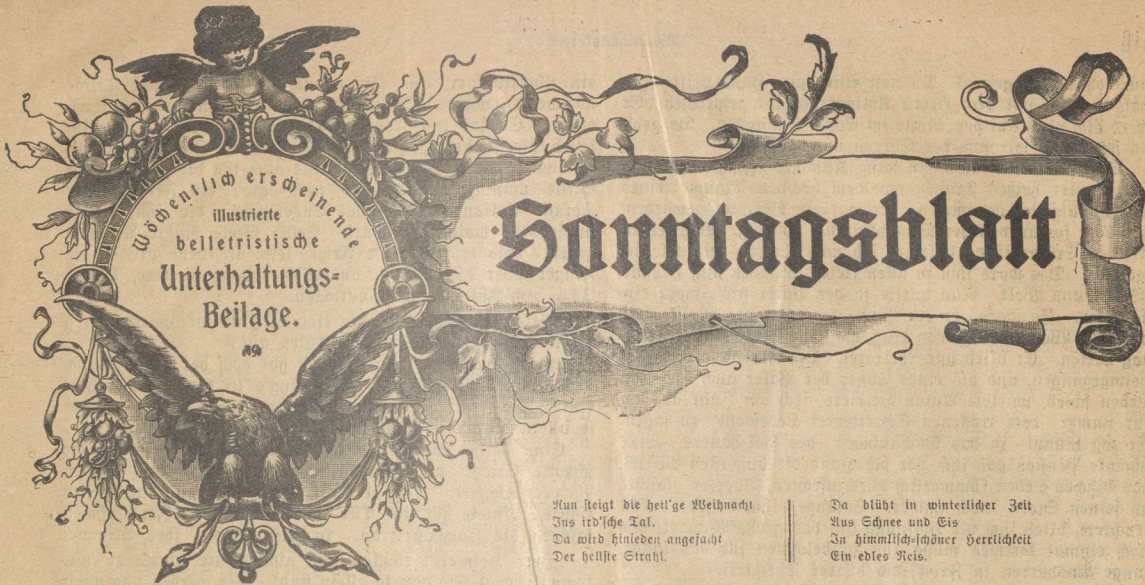
Altbewährtes, erfolgreiches Insertionsorgan.

Probenummern sowie Kostenanschläge zu Insertionszwecken sehen gern zu Diensten.

Anzeigen die Zeile 30 Pfg. Kestamezeilen 1 M.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebig in Nebra.





Sonntagsblatt

Wöchentlich erscheinende
 illustrierte
 belletristische
 Unterhaltungs-
 Beilage.

Nun steigt die heil'ge Weihnacht
 Ins ird'sche Tal.
 Da wird hienieden angefaßt
 Der heilste Strahl.

Da blüht in winterlicher Zeit
 Aus Schnee und Eis
 In himmlisch-schöner Herrlichkeit
 Ein edles Reis.

Weihnachtsferzen.

Von A. Trinius.

Der Abend ist längst von den schneeüberpuderten Waldbergen niedergestiegen und hat seinen weiten, grauen Mantel über das Städtchen leicht gebreitet, das sich mit seinen Hütten und Häusern dicht an die steile Lehne eines Vorberges schmiegt. Am Himmel ziehen die ersten Sterne herauf und aus den Fenstern blitzen die Gassen auf und ab die Lichter, als seien ebensoviele Sterne niedergefallen. Eine leichte Schneedecke dämpft den Hall der Schritte, die ab und zu hin und her huschen. Jetzt flammen auch rings um die Haube des Kirchturms tranzförmig helle Lichter nach alter Sitte auf und über das weit gewellte offene Land schreiten die Engel singend, der horchenden Menschheit zu verkünden, daß die hohe Weihenacht angebrochen, die Nacht, da Christ ist erstanden, Frieden und Freude in die Herzen zu gießen.

Wie ein großes, feierliches Warten liegt es in der Luft. Aus tausenden von Kinderaugen schimmert es erwartungsvoll in seliger Luft. Als müßten alle Türen weit aufspringen, den Glanz und Jubel des einziehenden Festes zu offenbaren. Als klängen silberne Harfen in allen Ecken und Enden der Welt, als müße nun das

Glück kommen, um für immer auf der Welt zu wohnen. Und schon heben die drei Glocken hoch vom Turme an, ihre ehernen Grüße weit über Gebirge und Land zu tragen. O, du seliger Klang! Du Stunde, da das kindliche Herz möchte schier springen in Wonnen ohne Zahl!

In einer der letzten Hütten am Walde rande wohnt seit langen Jahren der Holzhauer Martin Kley. Wenn das schlichte Mahl aufgetragen wird, so scharen sich acht Menschen um den Tisch: der Vater, die Mutter und sechs Kinder. Zwei Jungen helfen dem Alten bereits im Walde, die übrigen schaffen mit der Mutter für eine Puppenfabrik des Ortes. Aber das freundliche Häuslein, in dessen kleinen Vorgärtchen im Sommer bunte Blumen niden, beherbergt noch einen stillen, in sich gekehrten Mann. Das ist der Musiker Anton Helmers. Als er konfirmiert worden war, da hatte er einst seinen Vater unter Tränen gebeten, ihn doch Musiker werden zu lassen. Doch der Vater hatte ihn ausgelacht. „Musikanten sind und bleiben Hungerleider!“ hatte er damals entgegnet. „Werde was Vernünft'iges! Stadtpfeifer gib'ts



Weihnachten in Feindesland.



auch ohn' dich genug! Du hast eine gute Handschrift. Ich habe bereits mit dem Herrn Amtsgerichtsrat gesprochen. Er wird dich oben auf den Amte im Schlosse anstellen. Da gehst du sicher und wir sind der Sorgen überhoben."

Still war da Anton in seine Kammer geschlichen und hatte unter heißen Tränen von dem höchsten Traume seines Lebens Abschied genommen. Er war ein Beamter geworden, der aber fortan von der Menschheit sich abschloß. Von seinen kleinen Ersparnissen hatte er sich nach Jahren ein Klavier gekauft. Das ward ihm in allen freien Stunden nun Freund, Braut und Welt. Nun durfte ja der Vater nicht mehr einschreiten. So ward er ein Einsiedler, den die Musik hoch über die Welt in Regionen trug, wo seine Seele konnte Feiertag halten. Er blieb unverheiratet. Die Mutter war längst heimgegangen, und als eines Tages der Vater auch aus dem Leben schied, wartete Anton Helmers noch ein Jahr ab, um für immer dem trockenen Schreibwerk Lebwohl zu sagen. Er zog hinauf in das Dachstübchen des Holzhauers. Eine schmale Pension gab ihm vor der Hand die äußersten Mittel, das bißchen Leben kümmerlich durchzufechten. Aber er glaubte an seinen Stern noch immer. Solange ihm dieser voran leuchtete, blieb ihm die Hoffnung auf das große Wunder, das noch einmal kommen müsse, ihn zu belohnen für das lange, lange Ausharren in Fron und dürrer Tätigkeit.

Anfangs hatte er auch gehofft, mit Stundengeben sich eine bessere Lage zu verschaffen. Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Die Einen meinten wohl, daß bei einem früheren Gerichschreiber unmöglich Frau Musica könne ihre Karte abgegeben haben, anderen wieder war sein wenig weltgewinnendes Wesen ein Stein des Anstoßes. Da hatte Anton auch mit dieser Hoffnung endgültig abgerechnet und hatte sich fortan völlig der Komposition zugewandt. Was in ihm sang und klang, was ihm der nahe Hochwald in die dürstende Seele rauschte, all das Hoffen und Sehnen, Träumen und Sinnen, das goß er in Melodien. Lieder und Tonstücke entstanden droben im engen Dachstübchen, die dann hinaus zu den Verlegern in die große Welt wanderten, und nach langen Monaten mit wenigen Worten des Dankes und Bedauerns wieder den Weg zu ihm zurücknahmen. Da war Anton Helmers noch stiller und in sich gefehrter geworden. Die Furcht und Bangnis wuchs schreckhaft in ihm empor, daß er doch wohl sich selbst getäuscht habe, daß Wollen und Können sich bei ihm nicht decke.

Es mehrten sich die Stunden bitterster Verzweiflung. Öffnete er noch zuweilen den Geschrift, wo seine Manuskripte sich von Jahr zu Jahr häuften, so schien es ihm wie mit tausend Zungen anzulagen, daß er sein Hoffen und Streben an ein Phantom gehängt habe, daß er ein Narr sei, den auszulachen die Welt nur zu sehr ein Recht habe.

Ein größeres Werk, auf das er so liebe Hoffnungen gesetzt hatte, war nun auch wieder seit unendlich ihm dünkenden Monaten unterwegs. War das nicht Antwort genug? Was war er im lauten Wettkampf um Ruhm und Anerkennung, er, der völlig unbekannt Schwärmer, der sein Alles hatte der Kunst hingeopfert. Es würde auch zurückkehren, ob heute oder nächstens, was lag ihm noch daran? Verpflücht, verpflücht das ganze Dasein! Er sah am geöffneten Klavier und hielt den Kopf in die zukenden Hände begraben. Er stöhnte auf, seine Seele weinte bitterlich. Vom Kirchturm nieder sangen die Glocken, immer heißer, lächer werdend für die seligen Schauer der nahenden Christnacht.

Nun hob er den Kopf. Draußen funkelnder Sternenglanz, die Dächer, der nahe Wald, alles schimmerte so festlich im frischen Schnee, als habe selbst die Natur sich für heute ein Feiertag angelegt. Drunten der Mann war auch längst aus dem Walde heimgekehrt. Er hantierte mit der Frau in der Wohnstube. Die jüngeren Kinder bewegten sich im Hausflur und vor der Tür, ab und zu stimmte eins ein Weihnachtslied an, dann fielen die anderen summend oder singend ein. Und er droben allein, ausgestoßen von allem, was Menschenherzen Glück und Sonne bedeutet? Lohnte es sich noch dieses Leben weiter zu leben? Wer wartete auf ihn, seine heißgeliebte Kunst? Niemand, niemand! Er war

ein Überflüssiger, dem keiner auch nur eine einzige Träne nachweinen würde. Die Welt wäre nur von einem Narren erköst! Er hob den Kopf und horchte wieder hinaus. Abschied hier nehmen, hinauswandern, ohne Ziel noch Ende, hinaus in das nachstille Land, bis auch ihn die große, ewige Stille umfange! War das nicht auch ein Friedensfest? Horch! Erklänge da nicht Engelschöre, die ihn locken hinauf zur ewigen Heimat? Seine Seele mußte Antwort geben. Und er senkte die Arme, leise anhebend glitten die Finger über die Tasten, um dann immer stärkere, höhere Töne dem Instrument zu entlocken.

Mitten im Schmücken des kleinen Tannenbaumes hielten drunten die Alten an und lauschten auf.

"Horch doch nur, Martin! So hat doch der arme Mensch noch lange nicht gespielt! Als ging's in den Himmel hinein!" Die Frau wischte sich über die Augen. "Daß er muß so allein durch die Welt gehen, so ein guter Mensch!"

Eine halbe Stunde später schritt Anton Helmers die schmale Stiege des Häuschens nieder. Ein fast müder, schwerer Schritt. Als er eben den Hausflur durchmessen wollte, öffnete sich die Tür der Wohnstube. Im Rahmen erschien die Holzhauerfrau. Herzlich erklang ihre Stimme:

"Herr Helmers! Wollen Sie nicht heute abend zu uns kommen, weil Sie doch so allein sind! Wir werden uns wirklich freuen! Am Christabend soll keiner allein bleiben!" Freundlich blickte sie zu dem Manne, der mit tief übergezogenem Schlapphute vor ihr stand. Im Gesicht von Anton Helmers kämpfte es sichtlich, dann erwiderte er zögernd und leise:

"Schön Dank, liebe Frau Aley! Aber . . . ich bin ja nicht allein! Ich . . ." Er hob die Augen empor, als sähe er über sich freundliche Gestalten. "Ich bin wirklich nicht allein! Seien Sie mir nicht böse . . . wenn ich es abschlage . . . aber." Er brach ab, murmelte ein paar halb verständliche Worte und verließ das Haus.

"Was er nur haben mag! Ein sonderbarer Mensch! Er kann mir so leid tun!" Die Frau sah ihren Mann an, der nur stumm die Achseln zuckte.

Anton Helmers war auf die Gasse getreten. Da und dort funkelten schon erste Weihnachtsterzen aus niedrigen Schubfensterchen. Die Glocken vom Kirchturm sangen immer lauter, lockender, droben leuchteten ewige Sterne. Die sollten ihm den Weg zum letzten Ziele weisen. Unter Glockenklang wollte er still hinüber in die Ewigkeit gehen. Abgeschlossen lag sein Leben. Nichts mehr zu verlieren, nichts mehr zu erhoffen! Noch einmal durch die Gassen, über den Markt seiner Jugendstadt, durchs alte, dunkle Tor . . . hinüber, wo die hohen leuchtenden Tore der ewigen Heimat ihm winkten. Über ein Stück Land, dann der Wald, dann der stille Teich, an dem er schon als Kind so mandmal geharrt und geräunt hatte, daß aus feuchtem Schoße müßten wunderbare Gestalten heraufsteigen, ihm ein Wunderland zu zeigen! Er klappte den Rocktragen empor und schritt in der Richtung zum Marktplatz, wo die hellerleuchtete Kirche ihn bereits von weitem zu rufen schien. Alle ihre hohen Fenster strahlten, von der Turmhande leuchteten die Festsichter, immer voller, eindringlicher riefen die Glocken.

Als er an die Kirche angekommen war, blieb er unwillkürlich nahe des Einganges stehen. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen. In das jubelnde Brausen der Orgel mischten sich die Menschenstimmen, so fröhlich, so hoffend und wie befreit, daß Anton Helmers wie betrossen und ergriffen noch ein paar Schritte zur Tür herantrat. Stand da nicht plötzlich die eigene Jugend wieder vor ihm auf und sah ihn mit großen, stillen Augen an? Da er mit klopfendem Herzen in die Christmette geeilt war, seine helle Stimme tönen zu lassen, um dann am Schluß des Gottesdienstes leuchtenden Auges heim zu eilen, nun den Segen des Christkinds zu erfahren! "Vom Himmel hoch, da komm ich her . . ." O, süßer, alter, wohlvertrauter Klang! Er fährt sich über die Augen. Ein Zittern läuft ihm über den Leib.

Er hat gar nicht bemerkt, daß zwei Jungen, die Gesangsbücher unter dem Arm, über den weiten Marktplatz gestürmt

sind und nun dicht hinter ihm stehen. Erst ihre Stimmen schrecken ihn auf. Der eine pufft den anderen.

„No, mach' hin! 's ja schon angegange! 's wärd Ziit!“

„No, ärscht muß doch der Mann 'nein! Der stäht schon länger da!“

Anton Helmers erwacht. Also erst er, dann die wartenden Jungen. Und wie unter einer höheren Macht folgt er der rufenden Stimme. Sacht ist er in das Gotteshaus eingetreten. Die beiden Jungen sind leichtfüßig zu der Empore hinaufgeklommen, er selbst bleibt unten im Vorraum stehen, wo er sich an eine Säule lehnt und mit weit geöffneten Augen in die webende Lichterlut ergriffen blickt. Niemand hat ihn bemerkt. Aller Augen hängen jetzt an dem Anblick des alten Pfarrers, der soeben die Kanzel betreten hat. Alte, liebe und vertraute Worte schlagen an das Ohr des armen Müstlers. Und dann seht droben antwortend der Knabenchor ein. Wie Engelstimmen schweben die süßen, hellen Töne einher. Anton aber schaut nur immer wieder in die stimmernde Lut der Weihnachtskerzen, die von den beiden mächtigen Tannenbäumen zu seitens des Altars herüber grüßen. Dort oben hat auch er einst unter den Schuljungen gestanden und hat seine schöne Stimme frisch und fröhlich hinaus klingen lassen und hat dabei immer in die zuckende Lichterlut der Weihnachtskerzen schauen müssen, von denen ein Zauber für ihn ausging, der seine Seele ganz gefangen nahm. Und dieser Zauber ist nicht gestorben. Wieder hebt er mit werbender Macht an, seine nach Frieden dürstende Seele zu ergreifen. Wie Schauer, uralte Erkenntnis läuft es ihm über den Leib, daß keiner irdig ausgeschlossen sein von den Heilsgaben der Weihenacht.

Die Rede ist beendet. Die Gemeinde setzt zum letzten Male ein, vom Turme hebt das feierliche Läuten wieder an.

Heller, frohlockender scheinen die Kerzen dem einsamen Marne entgegen zu rufen: Nun gehe heim und sei auch du gesegnet! Tränen kürzen ihm aus den Augen. Wie er gekommen, so verläßt er wieder das Gotteshaus. Durch die Gassen heim geht sein Weg. Fast eilt er diesmal, als triebe ihn eine höhere Macht. Als die Türklingel leicht schrillt, tritt aus der Wohnstube ihm die Frau entgegen.

„Na, da sind Sie ja schon wieder Herr Helmers? Vorhin war der Briefträger für Sie noch da. Ich habe den Brief 'nauf gelegt. Ich wünscht', 's wär' Ihnen eine Weihnachtsfreude!“

Anton Helmers hat in seinem Dachstübchen Licht geschlagen. Da glänzt auch schon das helle Kuvert vom Tische. Er reißt den Umschlag auf, seine Augen irren über den Inhalt, dann geht ein tiefes Beben ihm über die Glieder.

„O, mein Gott! O, mein Gott!“ Er sinkt auf den Stuhl. Er hat die Hände vor das zuckende Gesicht geschlagen. Er lacht und weint durcheinander. Eine Leipziger große Musikfirma schreibt ihm, daß sie das Tonstück in Verlag nehmen will. Sie bietet ihm eine Summe, die ihn fast erschrecken macht. Wenn das Fest vorüber ist, soll er auf ihre Kosten nach Leipzig kommen, um den Vertrag seitzulegen und über spätere Erwerbungen sich auszusprechen. Er taumelt auf. Kein Traum. Schwarz auf weiß liest er es immer wieder. Dann hält es ihn nicht länger allein. Aussprechen sich, das Herz öffnen. Schon ist er unten und steht mitten im Stübchen vor dem leuchtenden Weihnachtsbaume. Er streckt seine Hände dem alten Ehepaare hin. Er jubelt auf:

„Nun komm' ich doch noch zu Ihnen! Auch mir ist heute das Christkind erschienen! Freuen Sie sich mit mir! Nun ist alles, alles gut!“ — — —

Großvaters Christbaum.

Von Marie Stahl.

Bei Großvater steht morgen ein Christbaum auf der Diele, der reicht vom Boden bis an die Decke. An der Spitze hat er einen goldenen Stern, das ist der Stern von Bethlehem, an seinen Zweigen hängen goldene Äpfel und Nüsse und an seinem Fuß steht die Krippe mit dem Jesuskindelein. Maria und Joseph und die Hirten vom Felde sind auch dabei. An dem Baum sind hundert Wachslichter und wenn sie brennen, dann ist große Befehung. Alle im Hause und auf dem Hof bekommen Geschenke, alle, bis auf das kleine Gänsemädchen und den alten, blödsinnigen Mathias. Großmutter teilt selbst aus, Pfefferkuchen und Christstollen und schöne warme Sachen zum Anziehen. Und die Kinder kriegen Spielzeug.

„Warum gehen wir nicht zu Großvater?“ fragte der kleine Willy, der auf dem Bettrand, am Lager seiner kranken Mutter saß. Es war kalt und öde in der häßlichen Hinterkammer der Großstadt und seine Kinderaugen wurden groß und glänzend vor Verlangen nach den geschilderten Herrlichkeiten.

„Weil Großvater uns verstoßen hat“, antwortete die Mutter hart, mit einem Unterton von Trost. „Ich gehe nie wieder zu ihm, er ist böse auf deine arme Mutti und würde sie und dich aus seinem Hause jagen.“

„Warum ist denn Großvater so böse?“ fragte das Kind erstaunt und dringend.

Da nahm seine Mutter es fest an ihr Herz. „Du bist noch sehr klein, Willy, erst sieben Jahr, aber merk auf, was ich dir sage! Mutti hat deinen Vater sehr lieb gehabt, aber er war nur ein Knecht auf dem Hofe bei Großvater. Und Mutti sollte einen reichen Bauernsohn heiraten, den Werner Guttschmidt vom Schulzenhof uns gegenüber, mit dem sie schon als Kind gespielt, und sein Vater war der Dorfschulze, der angesehenste Mann in ganz Hegersheim. Unsere Väter hatten uns schon miteinander versprochen, als wir Kinder waren wie du. Aber dann kam

dein Vater auf unseren Hof und er hatte so blaue Augen — o, und er piß und sang so schön — und ich hatte ihn lieber als den Werner. Großvater merkte es und jagte ihn fort. Da lief ich ihm nach und wurde seine Frau. Wir waren sehr arm und wir kamen immer tiefer ins Unglück.“

Die junge Frau bedeckte die Augen mit der Hand, sie zögerte, dem Kinde die ganze Größe ihres Elends zu offenbaren. Und doch sollte und mußte ihr Sohn alles erfahren, ehe sie aus dieser Welt ging. Wenn er es jezt auch noch nicht verstand, die Worte würden in seinem Gedächtnis haften und er würde später begreifen.

„Mutti“, sagte das Kind bekümmert, „wenn Vater so arm war, hättest du doch lieber bei Großvater bleiben sollen, wo es so schön ist!“

„Ja, mein Junge, es wäre besser gewesen, denn dein Vater hat uns verlassen!“ Heiße Tränen stürzten der unglücklichen Frau aus den Augen bei dem Bekenntnis ihres Unglücks und ihrer Schmach, die das Kind in seiner ganzen Größe nicht ahnen konnte. Der Mann, den sie seit heiß geliebt, daß sie alles seinet wegen verließ, hatte sie mißhandelt und geschlagen und endlich verlassen, weil sie nicht um Gnade bei ihrem Vater betteln gewollt. Und weil er sich in dem alten Bauer verrecknete. Er hatte geglaubt, er müsse ihn als Schwiegersohn anerkennen, wenn er ihm die einzige Tochter genommen. Er kannte den harten Bauerntrost nicht, der auch der abgekehrten Frau auf dem Krankenbette im Blute lag, so daß sie lieber elend zugrunde gehen wollte, als sich demütigen.

„Mutti, weine doch nicht“, bat der Kleine zärtlich. „Ich will zu Großvater gehen und ihn bitten, er soll nicht mehr böse sein. Und ich will ihm sagen, daß du krank bist und daß wir gern den schönen Christbaum sehen möchten.“

„Wie solltest du wohl zu Großvater kommen?“ fragte die Mutter schluchzend.

„O, ich weiß den Weg, ich bin doch im Sommer einmal mit dir bis Altstadt im Omnibus gefahren und da hast du mir die Chaussee gezeigt, die nach Hegersheim führt“, rief der Kleine mutig. „Ich kenne den Omnibus und weiß die Stelle am Neumarkt, wo er abfährt!“

„Nein, nein, mein Liebling, das geht nicht! Schlage dir das aus dem Sinn, du bist viel zu klein, den Weg allein zu machen und ich will nicht, daß sie dich von der Tür weisen“, entgegnete Frau Agathe Blenker und küßte das Kind zärtlich. Und dann kam eine Stubennachbarin, um nach ihr zu sehen und mitleidig eine warme Suppe für sie und das Kind zu kochen. — Als Frau Agathe am folgenden Morgen aus einem schweren, tiefen Schlaf erwachte, den ihr die Arznei des Arztes verschafft, war die Kammer leer und auf ihrem Bett lag ein Blatt aus Willys Schulheft auf dem mit großer, steiler Kinderschrift geschrieben stand: „Ich gehe zu Großvater, habe keine Angst.“

Auf ihrem Bettstischchen fehlte ihr altes Lederportemonnaie, das einige Groschen enthielt. Das Kind hatte es mitgenommen. Ein Schwindel, wie eine Ohnmacht erfaßte sie und enthob sie für einige Zeit aller Angst und Sorge. Auf dem Wiesenhof in Hegersheim, dem stolzen Besitz des alten Bauern Werkeband dämmerte die stille, heilige Nacht herab. Wie alljährlich stand der Christbaum auf der geräumigen Diele, aber die Festfeier hatte sich sehr verändert gegen frühere Jahre. Die frohe Weihnachtsstimmung fehlte ganz, allerlei böse Geister herrschten im Hause und vertrieben Eintracht und Frieden.

Nicht wie sonst verteilte die Bäuerin Geschenke unter dem Tannenbaum auch an die Armen und Dürftigen, sie saß großend und mit schweren Sorgen in der Kammer und sah dem Treiben zu, dem sie nicht wehren konnte. Ihr Mann hatte einen Neffen ins Haus genommen, der sein Erbe sein sollte, weil er das eigene Kind enterbte und verstieß. Dieser Neffe Heinrich brachte eine junge neumodische Frau mit und beide verstanden es in kurzer Zeit, dem Bauer die Zügel der Herrschaft aus der Hand zu nehmen und sich zu Herren im Hause und auf dem Hof zu machen. Lange Zeit hatte er sich von der Klugberei und dem Überlegentum des jungen Paars blenden und imponieren lassen. Bis ihm doch langsam die Augen aufgegangen, daß hinter all den großen

Worten nur Prokentum und Hochmut steckten und daß man ihn aus seinem Platz verdrängt habe, um sich selbst als Herrn aufzuspielen und sich seines Besitzes zu freuen, schon lange ehe er im Grabe lag.

Statt der Tafel mit Geschenken stand heute ein Tisch unter dem Christbaum, der sich unter der Last üppiger Speisen und Getränke bog. Eine lustige Gesellschaft schmauste und pokulierte, die Dienstboten hatten keinen Feierabend, sondern schwere Arbeit mit kochen, braten und bedienen. Die junge Frau Werkeband im seidenen Kleid rührte selbst keinen Finger, sondern ließ die Mägde und die Köchin

hart an, wenn ihr auch das Beste noch nicht gut genug schien für ihre Gäste. Sie hatte ihre Sippe aus der Stadt geladen, die sich nun breit machte in dem stattlichen, wohlhabenden Bauernhaus. — Es ging laut und lustig her auf der Diele, ganze Salven von Gelächter und übermühtigen Reden und gepfefferten Wigen dröhnten durch das Haus, dazu knallten die Seltproppen, einer der Städler hämmerte auf einem neu angeschafften Klavier und brüllte zweideutige Couplets dazu. Niemand bemerkte es und achtete darauf daß die Haustür sich öffnete, niemand sah das Kind, das mit einem eifigen Windstoß herein taumelte, kaum imstande sich auf den zitternden Füßen zu halten, ein halb erstorenes, vom Schmutz der Landstraße gezeichnetes Kind. Und plötzlich stand dieser kleine Landstreicher mitten unter den fatten, übermühtigen, vom Weindunst geröteten Menschen.

„Was will der Betteljunge hier? Raus mit dem Bagabunden!“ rief die harte Stimme Heinrichs. Die Frauen kreischten auf. „Um Gottes willen, fort mit ihm! Wie er ausseht! Er hat vielleicht eine ansteckende Krankheit oder Angefieser!“ „Ich bin kein Betteljunge, ich will zu meinem Großvater!“ rief der Junge mit weinerlicher, aber trotziger Stimme. — Ein wüßtes Gelächter antwortete ihm. „Geh man zu deinem Großvater, da gehörst du hin!“ antwortete ein dicker Herr mit einer goldenen Brille. „Der sitzt vielleicht im Kittchen oder in der Schnapschente.“

„Meinem Großvater gehört der Wiesenhof,“ schluchzte Willy verzweifelt. Und plötzlich stand vor ihm die hohe hagere Gestalt des alten Bauern, der im Lehnstuhl am Ofen gesessen und mit verbissenem Groll dem tollten Treiben



Weihnacht an Bord.

der Gäste zugehört hatte. — „Wie heißt du und wo kommst du her?“ fragte er tonlos, die schwere, hartgearbeitete Hand auf des Knaben Schulter legend.

„Ich heiße Willy Blesker und komme aus der Stadt, wo die Mutter krank liegt. Ich will dich bitten, Großvater, du sollst nicht mehr böse sein, weil Mutter und ich auch gern deinen schönen Christbaum sehen möchten,“ stammelte der Kleine mit einem langen, bittenden Blick aus angstvollen Kinderaugen. Und er klammerte sich an den Arm des Bauern. — Jetzt drängte sich Heinrich vor.

„Raus mit dem Bengel! Jetzt hat die Komödie ein Ende! Onkel, laß dir doch nichts vormachen, das ist ja abgefarteter Betrug!“

Aber der alte Bauer, der stumm dagestanden, richtete sich plötzlich hoch auf und machte eine abwehrende Gebärde.

„Dies ist mein Enkel, Agathes Sohn, er hat ihre Augen,“ sagte er laut. „Er soll bei mir bleiben und seine Mutter soll zu mir kommen. Und ich werde ihn erziehen, daß er ein Bauer wird wie ich und eines Tages mein Erbe. Er soll tüchtig und fleißig werden, damit er nicht mein Geld vergeudet mit Prassen, Schlemmen und große Herren spielen.“

Ein wilder Tumult erhob sich. Heinrich fluchte und schrie, der Alte sei wahnsinnig geworden, er müsse unter Kuratel, und seine Frau wurde ohnmächtig. Die



Professor Dr. Fritz Kaufenberger, der Erbauer des 42 Zentimeter-Mörfers.

Das Mitglied im Direktorium der Firma Krupp, Professor Dr. Kaufenberger, gilt als der eigentliche Schöpfer des vielgenannten 42 Zentimeter-Mörfers und erhielt für die wertvollen Dienste, die dieses Geschütz den deutschen Truppen leistete, das Eiserne Kreuz. Außerdem wurde er von verschiedenen technischen Hochschulen zum Ehrendoktor ernannt.



Die neueste Waffe.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Mit Maschinengewehren ausgerüstete Motorboote, die von dem freiwilligen Motorbootverein den Militärbehörden zur Verfügung gestellt wurden, sind bestimmt, auf den Innengewässern wertvolle Aufklärungs- und Verteidigungsdienste zu tun. Wir heben auf unserem Bilde ein derartig ausgerüstetes Motorboot auf einer Übungsfahrt.



Gäste redeten verstimmt und aufgeregert von Beweisen und Prozessen, aber das ganze Gefinde im Haus und auf dem Hof lief zusammen und jubelte. Der alte Bauer hatte unbeirrt den Knaben auf den Arm genommen und zur Großmutter in die Kammer getragen. Dort ließen sie sich beide alles von dem Kinde erzählen. Von der Mutter und ihrem Unglück und von dem schrecklichen Weg durch Nacht und Grauen, den es von Altstadt her auf der Landstraße gemacht. Sie weinten beide vor Glück und Freude und die Großmutter sagte, das liebe Jesuskind selbst hätte den Kleinen hergeführt. Und während sie nun für ihn sorgte, ihn wärmte und pflegte, herzte und küßte, befahl der Bauer anspannen. Er selbst wollte seine Tochter heimholen in das Vaterhaus, denn mit seinen guten Pferden war es nur anderthalb Stunden bis in die Hauptstadt.

Als er am späten Abend mit der Leidenden eintraf, war das ganze Haus leer von den lärmenden Gästen. Der Christbaum stand im strahlenden Kerzenschein auf der Diele wie in alten Tagen und die Großmutter hatte die Arme weit offen für ihr heimkehrendes Kind. Willy sprang jauchzend seiner Mutter entgegen, deren bleiche Wangen ausglühten in seliger Freude. — Vetter Heinrich und seine Frau packten grollend



Türkische Infanterie im Schützengraben.

ihre Sachen, sie wollten, wie sie sagten, nicht mit dem Bettelpack unter einem Dach bleiben. Im alten Bauernhaus herrschte große Weihnachtsfreude und Friede, allen zum Wohlgefallen.

Eine Heldin.

Von Albert Fried.

Wir leben in einer großen Zeit; alt und jung, Mann und Weib sind voller Opfermut. Man hört von Millionen Menschen, die sich freiwillig gemeldet, um ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes hingeben zu wollen, man vernimmt von Müttern, die acht Söhne ins Feld geschickt haben, von Greisen, die sich freudig in die Reihen der Kämpfer stellten, von Jünglingen, die kaum dem Knabenalter entwachsen, bettelten, mittun zu dürfen, von Männern, die sich von Haus und Hof, von Frauen und Kindern losrissen, um das Vaterland, das in Gefahr ist, verteidigen zu helfen.

Man sieht plötzlich ein Volk von Helden um sich; auch in dem primitivsten Hirn ist mit einem Schlage der Helbengeist erwacht. Und nur wenige wohl vermögen zurückzubleiben.

Und vielleicht die größten Heldentaten werden nicht vermeldet, werden im Verborgenen ausgeführt.

Von einer solchen möchte ich erzählen.

Hoch im Norden Berlins wohnt eine Näherin, die sich dadurch ihr Leben kräftet, daß sie zu den Leuten ins Haus geht, um zu stiften und zu nähen. Das tut sie jahraus, jahrein, Tag für Tag. Auch manchen Sonntag und Feiertag hat sie bei fremden Leuten gearbeitet. Und wenn es nicht an solchen Tagen geschah, die alle Menschen zu den feistlichen zählen, so sah sie gewiß daheim in ihrem einfachen Stübchen, um für sich zu arbeiten, denn um bei fremden Leuten in's Haus zu gehen, muß man ja stets sauber und nett ge- kleidet sein.

Sie war fleißig und geschickt, und deshalb fehlte es ihr wohl auch niemals an Tätigkeit. Die Hausfrauen merkten sich oft schon bei ihr auf viele Wochen hinaus vor, damit sie nur bestimmt kommen möge. So war sie einen Tag im Osten, einen im Westen, bald im Norden, bald im Süden; und der Weg mochte noch so weit sein, das Wetter noch so schlecht, man konnte sich fest und steif darauf verlassen, daß sie zur Arbeit erschien und pünktlich zur Stelle war.

Darüber ist das Fräulein alt und grau geworden, eine nahe Sechzigerin mit lichten Haaren, die aber noch so arbeit- sam ist wie vor Jahrzehnten, und ebenso sauber und nett in ihrem Aussehen wie in ihrer Arbeit.

Am Arbeitsstellen war sie niemals in all den langen Jahren verlegen gewesen: Töchter erbten gleichsam das Fräulein von ihren Müttern, Frauen empfanden es als eine Freundschaftsgunst ihrer Bekannten, wenn diese ihr die Adresse der Näherin verrieten. Und sie konnte ein ruhiges Leben führen, das freilich wohl eben nur so ohne Erregungen dahinsfloß, weil kaum ein Mensch je wunschloser und beschei- dener in seinen Bedürfnissen gewesen ist als unsere Heldin.

Ja, eine Heldin ist wirklich auch unsere Näherin, eine Heldin, in der mehr Edelsinn lebt, als in manchem Mann unserer Zeit.

Jüngst war sie wieder in einem westlichen Hause tätig, im Hause eines Mannes, der als wirklich wohlthätiger Herr weit und breit in Berlin bekannt ist, der schon viel Gutes getan hat, und der auch jetzt wieder in Hülle und Fülle gab, obwohl der Krieg auch an seinem Besitztum nicht ohne tief- gehende Spuren vorübergeht. Auch die Gattin dieses Mannes ist im wahrsten Sinne des Wortes eine wohl- tätige Frau, die nicht etwa nur gibt, damit es an die große Glode kommt, sondern aus wirklich gutem Herzen, aus wahrer Freudigkeit am Geben.

Und als nun jene Näherin bei ihr war, da mochte ihr der Gedanke gekommen sein, daß es vielleicht dem Fräulein jetzt in der Zeit der Kriegsnot auch an Tätigkeit fehlen und sie vielleicht gar notleiden könnte.

Besorgt erkundigte sie sich: „Na, Fräulein A., wie geht es denn Ihnen jetzt? Behalten Sie auch alle Ihre Kun- dinnen? Wenn's nicht der Fall ist, wenden Sie sich nur an mich! Bei mir finden Sie ja stets zu tun! Und wenn's nicht bei mir ist, dann weise ich Ihnen gern noch andere Stellen zu!“

„Ich danke Ihnen sehr, gnädige Frau!“ sagte die Näherin. „Ich hoffe, es wird schon gehen! Wenn ich wirk- lich da oder dort es etwas billiger machen muß, aber ver- lieren werd' ich wohl keine Stelle. Na ja, schade ist es ja, wenn ich es billiger machen soll. Es ist ja doch nicht meinet- wegen! Sparen tut man ja doch nichts jetzt, man kann nur weniger geben!“

„Wie meinen Sie das, Fräulein?“ fragte die Dame, und dann erzählte die Näherin der Dame, daß sie alles, was sie sonst „auf die hohe Kante“ lege, jetzt opfere fürs Rote Kreuz und für andere Wohltätigkeitszwecke.

„Biel ist es ja nicht, aber ein Schelm gibt mehr, als er hat!“ sagte sie bescheiden.

„Das ist aber sehr nett von Ihnen,“ meinte die Dame, „wo Sie das Geld so schwer verdienen und schließlich ja auch wohl an die Zeit denken müssen, wo Sie nichts mehr ver- dienen können.“

„Ja, daran kann man jetzt nicht denken, gnädige Frau!“ meinte die Näherin schlicht. „Hoffentlich überlebe ich noch so lange den Krieg, um mir wieder ein Sümmchen zusammen zu sparen. Aber daran habe ich jetzt nicht gedacht! Was ich hatte, hab' ich gegeben!“

„Alles, was Sie sich erspart, Fräulein?“

„Ja, gnädige Frau, alles! Ich konnt' nicht anders, mein Vater, zwei Brüder und mein Bräutigam sind 1870 gefallen. Mein Vater bei Sedan, mein Bräutigam bei Merci-le-Haut vor Meh, meine Brüder bei der Belagerung von Paris. Als ich daran dachte, hab' ich alles hingegeben, was ich mir erspart: 457 Mark. Dreiundzwanzig Jahre habe ich daran gespart. So viel werd' ich wohl niemals mehr zusammen be- kommen. Aber ich hab's gern hingegeben.“

„Aber, Fräulein, wenn Ihnen etwas zustoßt, wenn Sie arbeitslos werden! Was geschieht dann mit Ihnen?“

„Ach, gnädige Frau, verhungern kann ich ja nicht. Und wenn ich nichts mehr verdienen kann und mit der Altersrente auskommen muß, dann ist's ja freilich schlimm! Na, dann leide ich eben auch durch den Krieg, wie meine Mutter auch gelitten hat und meine eine Schwägerin, die mit drei klei- nen Kindern zurückblieb. Andere geben ja ihr Leben hin, werd' ich doch das Geld hergeben können.“

„Aber alles, was Sie haben!“

„Ja, ich konnt' nicht anders!“

Sie konnte nicht anders, die heldenmütige Näherin.

Die Dame, zu der sie das sagte — eine wahrhaft guther- zige, wohlthätige Frau —, war, wie sie selbst erzählte, beschränkt, als sie das vernahm. „Gibt auch nur ein Reichler in ganz Deutschland,“ so meinte sie, „so viel wie diese arme Person gegeben hat? Alle ihre Ersparnisse, ohne Bedenken, ohne viel Rühmens und in einer Zeit, wo sie vielleicht selbst in ihrem bescheidenen Einkommen geschmälert sein kann?“

Ja, es steckt doch viel Helbennut im deutschen Volke. —



Fürs

Haus.



Weihnachtsraum.

Der Schnee auf Flodenschwingen
Weht lei' die Flur entlang,
Die ei'gen Flächen klingen
Wie ferner Glockenklang.

O Herz, was du erfahren
In Zeiten, die entflohn,
Heut' kommt aus fernen Jahren
Als Gruß ein heil'ger Ton.

Heut' über tal' Verzagen
Geht auf in deiner Brust
Ein Licht aus Jugendtagen,
Ein Klang der Jugendlust.

Durch trübe Dämm'rungschleier
Geht auf jetzt Licht an Licht,
Und Jubel, Weihnachtsfeier
Laut durch die Stille bricht.

Die Wehmut hebt die Binde,
Die um den Blick dir lag,
Du wirst aufs neu' zum Kinde,
Du lebst vergang'nen Tag.

Erinn'ung mit Geschenken
Schmückt dir den Weihnachtsraum,
Dein Kinderzeit-Gedenken
Aufflammt als Lichterbaum.

So jedem wird bescheret;
Dir ist aus Zeiten fern
Ein Tag zurückgekehret
Am heiligen Fest des Herrn.

Gustav zu Putlitz.

Für Silvester.

Berliner Pfannkuchen. In eine Schüssel schüttet man 75 Gr. feines Weizenmehl, läßt es erwärmen, tut 75 Gr. Hefe, die man in einer Oberflasse lauwarmen Milch aufgelöst hat, hinein, vermischt sie mit einem Teil des Mehls und läßt die Masse aufgehen. Dann fügt man 125 Gr. Zucker, 6 zerquirlte Eigelbe, die abgeriebene Schale einer Zitrone, $\frac{1}{4}$ Liter lauwarme Milch, 2 Eßlöffel Rum, etwas Salz und Mustatblüte sowie 175 Gr. zerlassene Butter hinzu, bereitet einen geschmeidigen Teig, rührt ihn so lange, bis er Blasen wirft, und läßt ihn dann wieder aufgehen. Alsdann rollt man ihn etwa $\frac{1}{2}$ Zentimeter stark aus, sticht mit einem Glatze oder Ausstecher Rundungen aus, bestreicht sie mit Wasser, belegt die Hälfte mit kleinen Häufchen Fruchtmasse, deckt die anderen Rundungen darüber, drückt sie an den Rändern

fest zusammen, rädelt sie ringsherum mit dem Kuchenrädchen ab und läßt sie abermals aufgehen. Sämtliche Kuchen werden dann in heißem Schmalz auf beiden Seiten braun gebacken. Auf Backpapier läßt man sie entfetten, bestäubt sie mit Zucker oder überzieht sie mit beliebiger Glasur.

Bayerische Pfannkuchen. 125 Gr. Butter werden zu Sahne gerührt und nach und nach mit 2 ganzen Eiern, etwas lauwarmen Milch, 16 Gr. aufgelöster Puffhese, 375 Gr. Mehl, 1 Eßlöffel Zucker und 1 Prise Salz gut vermischt. Dann läßt man den Teig aufgehen, formt taubeneigroße Kugeln daraus, bäckt sie, nachdem sie aufgegangen sind, in heißem Schmalz schön goldgelb und bestreut sie mit Zucker und Zimt.

Heringssalat. Zwei schöne, einen Tag lang in Milch gelegene Heringe, 12 mittelgroße, in der Schale gekochte Kartoffeln, 250 Gr. kalter Braten oder magerer Kalbsbraten, 6 säuerliche Äpfel und 2 saure Gurken werden in feine Streifen geschnitten. Alsdann fügt man eine feingewiegte Zwiebel, Kapern, nach Geschmack Senf, Salz und Pfeffer hinzu. Schließlich gießt man eine aus 2 hartgekochten Eigelben, der Milch von von 2 Heringen, sowie Essig und Öl hergestellte Sauce darüber und vermischt alles innig miteinander. Nachdem der Salat gut durchgezogen und geschmackvoll garniert, wird er aufgetragen.

Glühwein. Auf jede Flasche leichten Rotwein rechnet man 120 Gr. Zucker und etwas Stüdzimmet. Dies wird in einem Emailletopf vors Kochen gebracht und schnell serviert.

Teepunsch (rheinisch). Ein Liter guter, nicht zu lange gezogener schwarzer Tee wird mit drei Flaschen Wein und $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker erhitzt und die auf Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone hinzugefügt. Wenn dies vor dem Kochen ist, tut man es in die Punschertine und gibt eine halbe Flasche Arrak dazu. Hierzu darf nur Rheinwein, kein Moselwein, genommen werden.

Königspunsch. Aufguss von 10 Gr. Tee mit $\frac{1}{4}$ Liter Wasser, Saft von 6 Zitronen, fast 1 Kilo Zucker dazu. Wenn dieser geschmolzen ist, gießt man eine Flasche Burgunder, eine Flasche Champagner und eine Flasche Arrak dazu, rührt alles untereinander und läßt den Punsch heiß werden, nicht kochen.

Schwerer, roter Punsch (Herrenpunsch). 1 Liter starker Tee, 4 Liter schwerer Rotwein, 1 Liter Portwein, $\frac{1}{2}$ Liter Madeira, 1 Wasserglas voll Kognak und 1 Kilo Zucker werden bis vors Kochen erhitzt und aufgetragen. (Ganz vorzüglich, doch mit Vorsicht zu genießen.)

Weinpunsch. Zu einer größeren Bowle werden 3 Zitronen und 2 Apfelsinen an Zucker abgerieben, der Saft dazu, 2 Flaschen Wasser auf den Zucker gegossen und 4 Flaschen Weißwein kochend, für Mittelstärke $\frac{1}{4}$ Liter Arrak. Warm und auch kalt gut.

Punsch-Essenz. 1 Pfund Zucker wird mit $\frac{1}{4}$ Liter Wasser klar gekocht, dazu der Saft von drei Zitronen gegeben. Dies kühlt man etwas ab und rührt dann eine Flasche guten, echten Arrak darunter, läßt es kalt werden, füllt es auf Flaschen und bewahrt es gut verkorkt zum Gebrauch auf. Die Essenz verbessert sich nach einigen Tagen sehr, es ist deshalb anzuraten, sie schon jetzt zu machen.

Humor und Räffel.



Verfälschte Viebesmühe.

Diese Zeichnung besteht aus einer einzigen krummen Linie. Wo ist der Anfang?



Der Pfeil zeigt nach dem Punkt, bei dem die Linie, die das Bild bildet, beginnt.



Kriegsräffel.

Wenn das Räffelwort erscheint,
Grüßen wir's als lieben Freund.
Aber wenn sein Schluplaut fehlt,
Ward nebst andern er erwählt.
Daß an ihm manch deutscher Held
Sich dem Feind entgegenstellt.

raunooS — raunooS 'alspnoSbetrar

Ein Ehrlicher. „Meine Herren,“ sagte der Pferdehändler, „ich kann es Ihnen nicht verhehlen, aber das Pferd ist auf einem Auge blind.“ — Nur ein Bauer konnte sich entschließen, das Tier zu kaufen. Nachdem er es bezahlt hatte, meinte er: „Sie waren so ehrlich, mir den Fehler des Tieres zu sagen, hat es sonst noch einen Defekt?“ — „Ja, es ist auch auf dem anderen Auge blind.“
Nicht ausjudenten. Die beiden Landarbeiter philosophieren über die heutige Generation. „Ja“, sagt der eine, „wir sind klüger als unsere Väter. Und die waren klüger als ihre Väter.“ — Der zweite blüht den Gefährten findend an, dann bricht er verwundert aus: „Menschenkind, wie dumm muß da dein Großvater erst gewesen sein!“

Reinfall. Der junge Waggles ist schön reingefallen mit seinem Scherz, den er sich mit seiner Feuerversicherungsgesellschaft erlaubte. — „Wie das?“ — „Er versicherte fünfhundert Zigarren, rauchte sie, und erhob dann Anspruch auf die Versicherungssumme mit der Begründung, daß sie durch Feuer zerstört worden wären.“ — „Und sie lachten ihn wohl aus?“ — „Nein, sie lachten ihn wegen Brandstiftung verhaften.“

In der Apotheke. „Bitte noch eine Schachtel Pillen, wie die gefrigen.“ — „Haben sie geholfen?“ — „Nein, aber sie passen so gut in meine Windbüchse.“

Ein alter Faulpelz. „I hab' nia in mein' Leb'n was tan, i bin ganz in Ehr'n arbeitsunfähig word'n.“

In der Schule. Der Lehrer: „Was wird der Prinz von Wales, wenn der König von England stirbt?“ — Der kleine Jacques: „Ein armes Waisenkind, Herr Lehrer.“

Wertwürdig. Der tummervolle Vater: „Ach, Blanche, es ist eine schwere Last mit dem Bengel, wir hätten doch nie daran gedacht, daß sein Unterricht uns so teuer zu stehen kommen könnte.“ — Der kleine Sünder kopfschüttelnd: „Ja, Papa, und dabei bin ich doch noch einer von denen, die am wenigsten lernen.“

Die bewundernde Freundin. Jada: „Ich bewunderte eben Mabels Haar. Es ist entzückend!“ — Mabels Rivalkin: „Ach, sie hat noch viel schöneres.“

Enterbte. „Nach meinem Tode werde ich mein Gehirn den Gelehrten und mein Geld für wohltätige Stiftungen hinterlassen.“ — „Werden dann aber die Gelehrten nicht das Testament ansichten?“

Gerechte Teilung. Die Ehescheidung war ausgesprochen. Das einzige Kind erhielt die Mutter; aber nach der Verhandlung trafen die beiden Geschiedenen noch einmal zusammen, und die junge Frau sagte: „Ich bin bereit, dir das Baby für die Hälfte der Zeit zu überlassen.“ — „Das ist ja schön von dir,“ sagte der Vater sehr befriedigt. „Gewiß“, wiederholte die Mutter noch einmal ruhig, „du sollst es haben — für die Nacht!“

Beunruhigend. Wirt: „So leid es mir tut, Herr Reichenberg — aber ich muß Ihnen kündigen.“ — „Warum?“ — „Der Geldbriefträger kommt zu oft zu Ihnen.“ — „Sind Sie deswegen neidisch?“ — „Das nicht; aber er lödt mir dadurch meine Gläubiger auf den Hals!“

Räffel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Stafanfrage.

bB; aD, 9; cD, 9; d10, K, D, 9, 8.

Im Stat: A und 10.

B dK, M dM, 5 aM (—26); 5 b10, M aD, B bM (—24); B d10, M d7, B dK (—14). Somit haben die Gegner 64 Augen erreicht.

Süßenräffel.

1. Gouvernement in Südrussland (Selaterinoslaw), 2. Eine Frucht (Orange), 3. Eine Tobesart (Harafiri), 4. Ein Gott (Allah), 5. Kaufm. Ausbruch für Gewinn (Nuzen), 6. Fluß in Rußland (Newa), 7. Stadt in den Verein. Staaten (Sac), 8. Stadt in Thüringen (Eisenach), 9. Hafenplatz in Syrien (Beirut), 10. Orientalischer Herrscher (Abbas), 11. Schlachtort in Oberitalien (Solferino), 12. Bildungs- und Vergnügungstätte (Theater), 13. Eine Ionische Insel (Ithaka), 14. Hoher Berg (Ararat), 15. Römischer Kaiser (Nero), 16. Nahrungsmittel (Butter), 17. Negerreich (Achanti), 18. Hustenmittel (Cachou), 19. Musikinstrument (Harmonium).

1. Johann Sebastian Bach, 2. Weihnachts-Oratorium.

Räffel. Sa — us — be — jen.

Quadraträffel.

M A S C
A L T E R
S T A H L
S C H N E
E R L E N

Suchbild.



Gedruckt und herausgegeben von Paul Schellers Erben, Geilisch, m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anb. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Scheller, Cöthen.

Nebrer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Hamtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 103.

Nebra, Sonnabend, 26. Dezember 1914.

27. Jahrgang.

Ersteinst
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementpreis
vierteljährlich 1,05 RM, jährlich 3,90 RM, durch die Post abheben 1,20 RM, durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 RM.

Insertionspreis
für die einseitige Spaltenbreite oder deren Raum 15 Pf., bei Privat-Anzeigen 10 Pf., Neufahrer von Seite 25 Pf.
Interesse
Freitag 10 Uhr angenommen.

Im Kampf um Warchau.

Die Sonderer Times melden aus Petersburg, daß die Russen ihren Rückzug von Warchau auf Opocino, der wegen der von Wien aus drohenden Umfassung ihrer Positionen nicht nur, in derselben militärischen Ordnung wie bei ihrem Rückzug aus Lodz ausgeführt hätten. Der Rückzug sei vor sich gegangen, ohne daß die Deutschen Kenntnis davon erlangt hätten. Die Russen hätten sich aus dem letzten Stellungslinie erlöset, daß das direkte Ziel der deutschen Truppen in Polen von neuem Warchau auf sein könne. Das Dorf Sachowo, von wo aus zwei deutsche Divisionen über die Bzura zu gehen verstanden liege betreffend Sachowo gegenüber, daß es als eine Vorstadt dieser Stadt anzusehen sei, falls sich eine große Schlacht entwickeln würde, die „Anstöße“ von Seiten der Russen bei der Stadt „gründlich“ sein. Die von Wien befehligte geheime natürliche strategische Front erwidre sich fälschlich wieder die Westfront längs der östlichen Ufer der Bzura und Warau.

Um ersten Male seit Ausbruch des Krieges verliere auch die Times nicht, einen Erfolg der Deutschen in das Gegenteil umzuwandeln. Das die deutschen Truppen von der Bzura auf deren westlichem Ufer im Rückzug waren, wußten wir bereits, und ebenso, daß an der Kamla von Seiten der Russen halbesamt worden war. Die verschiedenen von Deutschen, Österreichern und Ungarn geführten russischen Armeen konnten eine von der Bzura umflossene östliche der Bzura, Warau und Wliska gehende Stellung einnehmen, die auf der ganzen Länge durch die Wälder geht. Wie nun das Gefecht von den deutschen Truppen genommen, so ist der rechte russische Flügel durchbrochen und geworfen und vom Zentrum abgelehrt. Die Russen sind daher für uns sehr günstig, ganz abgesehen davon, daß die auf dem östlichen Ufer der Wliska stehenden Truppen den linken russischen Flügel bereits bis hinter die Wlisa zurückgedrängt haben und damit dessen Umfassung anfangen.

Im Ausfall ist man sich über den Ernst der Lage nicht mehr im unklaren. Von Sieg und Niederlage in dem Kampfe um Warchau hängt für die russische Regierung der Ausgang des Krieges für die Regierung die Gestaltung der Dinge im Innern und für den Jaren vielleicht das Schicksal seines ganzen Landes ab. Es ist nachdrücklich ein öffentliches Geständnis, daß im Januar die Wlisa der Russen nicht mehr im Jaren möglich ist. In Odesa, Warchau, Moskau, Wliska, Petersburg und Kronstadt sind Hunderte von Menschen unter dem Verdacht revolutionärer Handlung verhaftet worden; aber das Schredensregiment bricht zusammen, wenn die Armee unterdrückt.

Generalfeldmarschall Nikolai Alexandrowitsch, der Oberbefehlshaber, weiß doch daß für ihn von Ausweg der neuen Lage nicht mehr im Jaren möglich ist, er hat den Kampf gegen Deutschland seit Jahren systematisch vorbereitet, und wenn man weiß, daß er sich bei seinem Aufenthalt in Jasterburg „Majestäts“ anreden ließ, so wird ohne weiteres klar, welche schrecklichen Pläne im Hirne dieses Mannes schlummerten, der seinem Tode von Macht Hunderttausende von Menschen geopfert hat. Warchau ist nur der Vorposten wider. In allen Kreisen, auch in der Armee gilt der letzte um Warchau todes Kampfe als die letzte Strafenstrafe.

Bezeichnend für die verweltete Stimmung in Petersburg sind die Nachrichten, die von dort in Warschau eintreffen. Dama wurde von einem Leuten das Organ des Duma-Abgeordneten Miljutow, der „Nischa“, beschlagnahmt, angeblich weil das Blatt über die Stellung der russischen Truppen im Kaukasus Mitteilungen veröffentlicht hat. In Warschau aber handelt es sich um einen Artikel des Führers der Kadetten-Partei Miljutow, in dem ausgeführt ist, daß die letzte Lage Warchaws sehr große Ähnlichkeit mit der im russisch-japanischen Kriege habe. „Jetzt, wo damals“ schrieb der Abgeordnete, „woll man das Volk mit erlosenen Siegesnachrichten täuschen, in Warschau erwidre die russische Armee, welche ungelangt genötigte Niederlagen, daß an einen Sieg kein Mensch mehr glauben kann. Miljutow berührte auch die Volkstimmung und behauptete, daß die russische Politik in jeder Hinsicht hinter die Macht habe. Endlich forderte er die sofortige Befreiung Finnlands von der Gewaltthätigkeit des russischen Staatshalters, sowie die Freilassung der verhafteten Duma-Abgeordneten.“

In Warchau, das zum Teil schon von seinen Bewohnern verlassen ist, verurteilt die Militärbehörde umsonst, die Densitätigkeit zu

beruhigen. Mit welchen Mitteln man dabei arbeitet, zeigt eine Mitteilung italienischer Blätter, die aus Vordoneur (dem Sitz der französischen Regierung) stammt und die besagt, in Warchau sei die Nachricht vom Ausbruch von Unruhen in Berlin eingetroffen. Die Bevölkerung der Vorstädte von Berlin marschierte mit dem Ruf: „Brot und Frieden!“ nach dem Stadtmittelpunkt. Die Polizei sah die Not, wollte aber nicht, sie anzuwenden. Ein zur Unterdrückung der Unruhen herbeigekommenes Kavallerie-Regiment verweigerte den Gehorsam. Die Unruhen sind im Zunehmen.

Wir können unsere Feinde diesen Erfolg lassen. Es Erwachen ihrer belagerten Völker wird schmerzhaft ergrauen, sein, aber auch mit einem Schläge die Wälder fürchten, die diesen furchtbaren Krieg entfesselt haben: die Polnaren, Ören, Jesoltski, die Gutschill, Delcasse und Mikolajewitsch werden dem Frieden der Welt nicht mehr schaden. Aber ihr Gefühls wird der Kampf um Warchau entscheiden, dem wir mit der Zuversicht entgegengehen, die während des Krieges ankommen und trüben Tagen, bei Gelingen und Misserfolgen unsere Stärke gewenken ist.

Wächter.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Ein Rest von der Befreiung der „Euben“ gefangen.
Genauische Blätter melden: Ein Schiff der Verbündeten hat ein Boot angenommen, das drei Offiziere und 14 Mann von der „Euben“ an Bord hatte.

Als die Nachricht vom Untergang der „Euben“ bekannt wurde, erfuhr man auch, daß ein kleines Boot der Verbündeten in einem Bootsaue liegen sollte. Auch diese Boote sind man, wenn sie englischen Mannschaften sind, in ihrem kleinen Bootsaue, in dem sie sich lange genug behauptet haben, dem Schiff der anderen überlebenden der „Euben“ verfallen.

Ein feindlicher Flieger über Stralsburg.
Über Stralsburg erschien dieser Tage ein feindlicher Flieger und ließ in der Nähe der Fischer Mäulenberge eine Bombe fallen, die einen leeren Schuppen und geringer des Getreides beschädigte. Einige Sprengstücke fielen in den Handelshöfen. Verletzt wurde niemand. Der Flieger, der sich in 1500 bis 1700 Meter Höhe bewegte, wurde beschossen.

Misserfolg der französischen Nachmittertage.
Die ärztliche Untersuchung der zurückgebliebenen und ausgemerkelten Mannschaften der Jahreskämpfe 1894 bis 1901 im Bezirk Lyon hat jetzt fastgeunden. Von 877 wurden 298 für tauglich befunden, 65 in die Hilfsdienste eingereiht, 55 zurückgestellt.

Ein italienischer Dampfer vor Malta beschossen.
Die „Aegleia Sietani“ meldet aus Malta: Der einer fälschlichen Gesellschaft gehörige Dampfer „Velimbro“ traf aus Tripolis eine Stunde später in dem Hafen ein, als dieser gewöhnlich für Handelschiffe geschlossen wird. Während der Dampfer mit der Hafenbehörde Slangue auszuhandeln, wurde er von einem spanischen Dampfer beschossen. Auf Geheiß des italienischen Konsuls schickte der Gouverneur unverzüglich einen Schiffskapitän mit einer Kommission an Bord, um den Schaden festzustellen und die Schuldfrage zu klären. Der Dampfer „Velimbro“ ist nach Stralsburg abgegangen.

In ganz England werden jetzt mit großem Eifer Vorkehrungsregeln für den Fall einer deutschen Landung getroffen. Es werden Notausgänge und Freiwildkorps gebildet. In einer Bekanntmachung wird die Hoffnung ausgesprochen, daß alle, die noch nicht den anerkannten Freiwildkorps beigetreten sind, den Feind nicht angreifen und sich erinnern, daß sie andernfalls fürchterliche Vergeltungs- und Strafmaßnahmen auf unwillige Gemeinden herabzubringen würden. — Die England jetzt also. So ist's recht!

Ausbreitung des Heiligen Krieges.

Immer neue arabische Stämme, die noch vor kurzem gegen die Türkei gekämpft haben, stellen sich dem Sultan zum Kampfe gegen England zur Verfügung. Tausende von Arabern sind auf dem Wege zum persischen Golf, um dort die türkischen Streitkräfte zu verhaften.

Die Befreiung der Kaukasushämme.

Türkischen amtlichen Nachrichten zufolge, die von den in der Gegend von Arminium russischen Kaukasus neu eingesetzten Behörden bei der Vorsteingelassen sind, wurde dort aus Anlaß der Einbildung der Fährde des Schiffsregiments, das an den Kampfen um Kars im Jahre 1877 teilgenommen hat, eine großartige Fester veranstaltet. Diese Fährde war damals dem Feinde nicht ausgeliefert worden. Die Fährde des damaligen Schiffsregiments, der im Kampfe fiel, beharrte sie bis auf den heutigen Tag in der Erwartung der Stunde der Befreiung von russischen Joch. Tausende von Wohnheimern mochten dem feindlichen Schicksale bei. — Weitere authentische Mitteilungen belagen, daß überall, wo die türkische Armee eintritt, die gesamte Bevölkerung in den Augen begriff und jeder der Waffen tragen kann, sich ihnen anschließt, während die Frauen und alten Männer Liebesgaben darbringen.

Politische Rundschau.

Deutschland.
In der letzten Sitzung des Bundesrats gelangten zur Annahme: die Vorlage betreffend Höchstpreise für Wolle und Wollwaren, die Vorlage betreffend das Verbot des „Wollens“ von „Wollens“ zur Befreiung von Seiten der Entwurf einer Befreiung betreffend die für eine ausländische Bank im Betrieb einer inländischen Niederlassung entfallenden Ansprüche; der Entwurf einer Bekanntmachung über die Sicherheitsstellung mit Wertpapieren; der Entwurf einer Bekanntmachung über die Befreiung betreffend die Bewilligung von Jubiläumsgeldern bei Hypotheken und Grundschulden.
Bei der Reichstagsersitzung am 1. Bimberger-Elmsborn, die durch den Tod des fortgeführten Abg. Dr. Brandt notwendig geworden ist, werden die Sozialdemokraten keine eigene Kandidaten aufstellen, sondern den Kreis der Fortschrittlichen Volkspartei überlassen, die den früheren Vertreter, Stadtrat Karlens in Elmshorn, ausgesendet ist.
Der preussische Landtagsabgeordnete Mittelmeier v. Waldow-Mehrendorf ist am 26. d. d. gestorben.

Italien.
Stehende Bevölkerung herrscht überall über die schwere Schädigung des Seehandels durch England, seit Ende Oktober England seine Erklärung vom Februar 1910 über das Seehandelsrecht im Reichstag gestützt.

Die Unionistische Partei besetzt mit ihrem Befehl eine Kundgebung gegen den Krieg.

Waldenatanten.
Die „Romolo Wrenia“ meldet aus Teheran, daß sich in Berlin seit Einberufung des neuen Parlaments wachsende Spannung zwischen England und Deutschland geltend machen.

Französische Sturmangriffe in Flandern.

Über den französischen allgemeinen Angriff liegen in Paris nach folgende Einzelheiten aus Nordfrankreich vor:
Am Morgen des 15. Dezember gingen die Franzosen zum Sturm auf die deutschen Stellungen bei Moorslede vor. Die Deutschen leisteten jedoch heroischen Widerstand. Das Hauptziel des französischen Angriffes bestand in der Eroberung des südlich der Stadt liegenden Waldhofes. Hier hatten die Deutschen hinter ihren Schützengräben einen Kanzenzug, aus sechs Schützengräben bestehend, aufbauen lassen, der allen Vermählungen der französischen Infanterie tröste. Achtmal wurde zum Sturm geblasen, und achtmal mußten die Franzosen sich unter Verlusten zurückziehen.

Schließlich gelang es ihnen, 75-Kentimeter-Geschütze in unmittelbarer Nähe der deutschen Stellungen zu bringen. Ein abermaliger Sturmangriff glückte, und die Franzosen konnten einen Teil des völlig in Trümmer zerfallenen Waldhofes besetzen. Gleichzeitig waren jedoch deutsche Truppen bei Sonnebeef festgehalten vorgebrungen und bedrohten die Franzosen in Moorslede mit einem Gegenangriff. Die Franzosen sind bis auf unter fünfzehn Reihen eroberte Gebäude sofort wieder zurück.

In der Gegend von Opern erfolgten Angriffe auf Wolcaepole, Wlischode und Walschendeel. Die jedoch den Verbündeten keinerlei bemerkenswerten Erfolg brachten. Ein Angriff belagierter und französischer Regimenter auf deutsche Stellungen nördlich Langemard scheiterte vollkommen. Die Franzosen hatten den Sturm durch eine heftige Kanonade vorbereitet und sich durch das allmählich erfolgende Schwelgen der deutschen Batterien täuschen lassen. Als die französische Infanterie den Sturmangriff begann, legte auf deutscher Seite eine so heftige Beschützung ein, daß die französische Vorkampfbatterie sofort zum Stehen kam.

Jetzt machte die deutsche Infanterie ihrerseits einen Gegenstoß von solcher Macht, daß die Franzosen nicht nur in ihre ursprüngliche Stellung zurückkehrten, sondern sogar das von ihnen bisher besetzte Langemard sofort räumen und sich auf ihre zweite Verteidigungslinie, mehrere Kilometer östlich der Stadt, zurückziehen mußten.

Englische Seefestungen.

Kriegsflächen an der Süd- und Ostküste.
Die englische Admiralität behauptet, die deutschen Kreuzer, die einen Vorstoß gegen die englische Ostküste unternommen haben, hätten offene Seefestungen. In Wahrheit handelt es sich um stark besetzte Plätze, aber die England besonders an seiner Süd- und Ostküste in großer Fülle verfügt.

Der wichtigste Teil der englischen Ostküste hat die ersten Festungswerke aufzuweisen, die dem Schutze der Kanalverfahrt von Galais und Imerwin dem Schutze der Kanalverfahrt von Galais sind. Gegenüber von Galais ist an der fälschlichen Spitze der Ostküste der berühmte Kriegshafen Dover an erster Stelle zu erwähnen, wenn er auch nicht der bedeutendste englische Hafen ist. Durch große Forts und Anlagen ist er geschützt. Zum Schutze der Kanalverfahrt sind ferner die englischen Hauptplätze die beiden heftigsten Kriegshäfen Gatham und Sheerness. Von ihnen besitzt Gatham eine bedeutende Marinewerft und ist durch 3 große Seehäfen und 8 Kreuzboots zum Schiffbau hervorragend geschützt. Weiter nördlich liegt der Vorkampfbatterie von Gatham, der in der Hauptküste als Vorkampfbatterie benutzt wird. Es folgt nun der Hafen von Dartmouth, der bereits am 4. November von unteren Kriegsschiffen besetzt worden ist.

An dem großen Kriege, das jetzt die Küste Englands bildet, sind besetzte Plätze nicht vorhanden. Erst neuerdings sind die beiden Seiten von Galais, die beiden besetzten Hauptplätze Scarborough und Carlisle, die jedoch von der deutschen Flotte besetzt worden sind. Sieht man

